Michael Groißmeier · Auf Dichterpfaden

Allitera Verlag



MICHAEL GROIßMEIER, geboren 1935 in München, Lyriker und Erzähler, lebt in Dachau. Für sein literarisches Werk wurde er mehrfach ausgezeichnet, u.a. mit der Bürgermedaille der Großen Kreisstadt Dachau, der Ehrengabe der Stiftung zur Förderung des Schrifttums, dem Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland und dem Bayerischen Poetentaler. Er war Ehrengast der Deutschen Akademie Villa Massimo in Rom. Der literarische Vorlass befindet sich beim Literaturarchiv Monacensia der Landeshauptstadt München. Im Allitera Verlag erschienen »Der Zögling“ (Autobiografie), »Im Leuchtkäferlicht« (Haiku), »Suche nach Avalun«, »Garten meiner Kindheit«, »Die Wirklichkeit des Traums«, »Auferstehungslust« (alle: Gedichte), »Die Eiszapfenharfe« (Haiku), »Leben mit Bäumen« (Gedichte und Gedanken), »Atemholen«, »Der Mensch, das dunkle Tier“, »Die Zeitmühle« und »Bruchstücke« (alle: Gedichte).

Michael Groißmeier

Auf Dichterpfaden

Nachklänge

Allitera Verlag

Februar 2025
Allitera Verlag
Ein Verlag der Buch&media GmbH, München
© 2025 Buch&media GmbH, München
Layout, Satz und Umschlaggestaltung: Mona Königbauer
Gesetzt aus der Sabon LT
Umschlagvorderseite: Malte Schmid, unsplash
Printed in Europe · ISBN 978-3-96233-483-3

Allitera Verlag
Merianstraße 24 · 80637 München
Fon 089 13 92 90 46 · Fax 089 13 92 90 65

Weitere Publikationen aus unserem Programm finden Sie auf
www.allitera.de
Kontakt und Bestellungen unter info@allitera.de

für Margit und Andrea

Wer sich nicht schindet,
der wird nicht erzogen.

Menander

Auch das kleinste Lichtlein
trägt zur Helligkeit bei.

MG 21.4.2024

Möge vieles unvollkommen erscheinen,
was ich geschrieben habe, es war mein Leben.

1935

Das Licht der Welt erblickte ich im Februar des Jahres 1935. Die Mutter hatte sehr an mir gelitten. Ich war ein Kaiserschnitt. Die Amper war zugefroren. Ein Hauch von Frieden lag noch über dem Land. Die Luft roch noch nicht nach verbranntem Menschenhaar. Bedrohlich hallten jedoch Stiefeltritte. Und manchmal sah man eine Hitlerjugendschar marschieren. Die Mutter dankte Gott, daß ich noch ein Säugling war.

Kindheit in Dachau

Das ungeheizte Kinderzimmer duftete nach Birnen und Äpfeln, die meine Mutter auf einer Kommode lagerte. Rauch der angrenzenden Küche zog durch den Raum und beizte meine Lunge. Beizeiten kroch ich in die klamme Liegstatt. Ich wärmte mich an einem ofenwarmen Ziegel, den die Mutter unter meine Füße schob. Der Vater schloß die Haustür, schob klirrend den Riegel vor. Wie seltsam, dass die Abendröte in meine Kammer schien und einen sanften Schein an die Wand malte. Oder war es der Feuerschein über dem Lagerkamin? Das KZ war ja nah. Ich dachte nicht weiter darüber nach, weil ich mich im Halbschlaf unter einem hohem Turm befand, von dem mir Rapunzel ihren langen Haarzopf herabwarf, mit dem ich mich zuhöchst in den Turm zu ihr emporhangeln konnte. Aller Hexenspuk zerstob.

Kurzes Glück

Hinter Etzenhausen auf einer Bodenwelle lag ich gern als Kind und träumte in den juliblauen Himmel. Auf einem Wolkenschimmel ritt ich über die Anhöhen, die mit Schlehdornbüschen bewachsen waren, und war gewiss, Schneewittchen in seinem gläsernen Sarg zu finden. Ich wollte einer von den sieben Zwergen sein und Schneewittchens Sarg geschultert mit ihnen tragen. Ich spürte die leichte, süße, tote Last und beklagte sie. Mit den Zwergen stolperte ich über einen Stein, so dass Schneewittchen das verschluckte Apfelstückchen erbrach. Ich sah, wie sich ihre Augenlider öffneten, und wie sich ihr Mund auftat mit den perlweißen Zähnen. Die Lippen verloren ihre Totenblässe und färbten sich rot wie Kirschen. Fröhlich ritt ich auf meinem Wolkenschimmel zurück und fand mich wieder auf der Bodenwelle liegend. Ich jauchzte auf über das mir widerfahrene kurze Glück.

Kindliche Rechenkünste, 1945

Am Bahndamm lagen ihrer zwei, im Durchlass befand sich einer, auf dem Acker vier, macht sieben. Ich konnte sie an meinen Fingern abzählen. An einem Fuß war noch ein Stiefel. Es fehlten dreizehn. Sechs Tote hatten ihre Augen zu, doch schrecklich offen hatte sie einer. Ich konnte, der ich vor ihm stand, meinen Blick nicht von ihm wenden. Ob er sich wohl lange quälen musste? Tags darauf kam ein weiterer Plünderer und zerrte den vierzehnten Stiefel vom Bein.

Die Holzfuhre

Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg kutschierte mein Vater das Pferdefuhrwerk seiner Schwägerin Ursch nach Schleißheim, um Holz zu holen. Mit von der Partie war der Ukrainer Anton, welcher der Witwe meines 1944 verstorbenen Onkels Martin, der Bruder meines Vaters, als »Fremdarbeiter« zugeteilt worden war.

Ich als Zehnjähriger durfte mitfahren. Um die Bevölkerung mit Brennholz zu versorgen, wurden die Föhrenwälder um Schleißheim herum rigoros abgeholzt. Auch wir beanspruchten unseren Anteil. Mein Vater und Anton beluden den Leiterwagen mit den latschenartigen Ästen. Ich passte derweil auf die Pferde auf.

Auf dem Rückweg, die Kiesstraße war voller Schlaglöcher und es »hopste« gewaltig, kamen wir in Höhe des »Grashofes« in ein gewaltiges Unwetter. Ich saß zuoberst auf dem Haufen Föhrenästen, deren Nadeln mir dauernd in die bloßen Waden stachen. Der Regen prasselte hernieder und ich schloff unter die schwere Roßdecke, die anheimelnd nach Pferdeschweiß roch. So konnte mir der Regen nichts anhaben. Außerdem war es unter der Decke angenehm warm. Ein Wohlgefühl durchtränkte mich wie später kaum mehr.

Als Gymnasiast fielen mir später Anton Tschechows Meisternovellen in die Hände, von denen mich »Die Steppe«, besonders beeindruckte, denn ich stellte unwillkürlich eine Verbindung her zwischen mir und dem Helden der Erzählung, Jegoruschka, der als Knabe zum Studieren gebracht werden sollte und in der Kalesche seines Onkels während der Reise durch die Steppe in ein fürchterliches Unwetter geriet. Für mich war's fast ein Déjà-vu.

Der Ganserer und der Gockl

Noch ärger als den Pfarrer und den Lehrer fürchtete ich als Bub den Ganserer und den Gockl. Der Ganserer war der Anführer einer Gänseherde, die auf dem Etzenhausener Dorfanger, einer zwischen dem Hüterhäusl und dem Webelsbach gelegenen Wiese, weidete; der Ganserer ließ niemanden an seine Artgenossen heran und zwickte jeden, der sich erkühnte, den »Gmoaplatz« genannten Anger zu betreten, gehörig in die Waden. Bei uns Kindern war er gefürchtet, ebenso wie der Gockl, der dem Kramer Trinkl gehörte und auf dem unmittelbar neben der Buchkastraße dampfenden Misthaufen nach Würmern für seine Hühner scharrte. Kamen wir Kinder vorbei, flog er uns vor Zorn um die Köpfe und hackte uns in die Haare. Der Ganserer und der Gockl waren die schlimmsten Wegelagerer unserer Kindheit, und sie verfolgten uns bis in unsere Träume hinein.

Mir träumte, der Ganserer und der Gockl hätten sich zusammengetan und gegen mich verbündet, mich zu zerbeißen und zu zerhacken. Ich befand mich mutterseelenallein mit unserem Dreiviertelliter-Krug auf der Straße, um dem Vater den täglichen Trunk Bier zu holen. Da versperrten mir die beiden Wegelagerer, der Ganserer und der Gockl, den Weg – aber wie sahen sie aus! Sie hatten nicht mehr ihre natürliche Größe, sondern waren riesenhaft in die Höhe und Breite gewachsen. Dem Ganserer und dem Gockel reichte ich nur bis unter die Flügel, mit denen sie drohend nach mir schlugen und dabei einen Wind entfachten, gegen den ich mich nur mühsam anstemmen und behaupten konnte. Der Ganserer schnappte mit seinem wie einen Rachen aufgesperrten Schnabel nach mir, wobei er ein so gräuliches Zischen aus-

stieß, als entwiche Wasserdampf aus einem Ventil. Und erst der Hals! Der wand sich wie eine armdicke Riesenschlange hin und her und schien nur darauf aus zu sein, mich zu erwürgen. Doch auch der Gockl drang auf mich ein, mit spitzen Sporen wie mit einem Degen nach mir zielend, den Schnabel wie eine Hellebarde gegen mich gerichtet. Der gebogene Schweif war scharf wie die Sichel des Monds, und sein roter gezackter Kamm züngelte wie eine Flamme nach mir. Ich meinte mein letztes Stündlein geschlagen, da erwachte ich klopfenden Herzens. Das Morgenlicht, das mir mit seinem hellen Schein die Augenlider öffnete, hatte mich gerettet. Der Ganserer schwebte als weiße Wolke am Himmel davon. Der Gockl war schon entflohn, und ich glaubte nur noch seinen verblassten Kamm als Morgenröte über den Baumwipfeln zu erkennen.

Die Mutter kam in die Kammer herein und strich mir über die Stirn:

»I moan oiwei, du bist a bissl fiabrig, bleib liaba lieng heit!«

»Naa, naa, Mam, i ko scho aufsteh', mir feit nix, i hob bloß schlecht draamt! Wuis'n da Bapp?«

»Der is bei'n Ostler drent bei'n Kaibeziahng. Z'erscht grod hom s'n g'hoit!«

»Bei'n Kaibeziahng? Wia lang dauert'n dös?«

»So lang's dauert, solang dauert's hoit!«

»Na kimpt a net glei wieda, der Bapp?«

»Boi a firte is, na werd a scho kema! Warum frogst'n, Michal?«

»A so hoit! An Gansera und an Gockl soi a ma vatrei'm!«

»I moan oiwei, du fiabast do! Da Gansara und da Gockl, die san do et in da Kammer herin bei dir, du draamst woih no!«

»Ja draamt hob i vo dene, wia's mi og'flong hom und päckt hom nach meiner!«

»Gäh zua, wer werd denn a so an Schmarrn draama, Bua!«

»Wenn a da sog, Mam!«

»I glab da's scho! Aba da brauchst di do ned fercht'n vor'n Gansara und vor'n Gockl!

Daß d' glei draamst davo! De dean da do nix!«

»Boi i's da do sog! I ko gor nimma zon Bierhoi'n geh, na san's scho nach meiner nach, der Gansara und da Gockl!«

»So aus werd's ned sei! Mächst di vor'n Bierhoi'n drucka, Schlawuzi, o'drahta!«

»Gwiß net, Mam, aba laß de du amoi zwicka und hacka!«

»Aba jatz schnowet net so vui in da Friah, und raus aus de Federn, boist net fiabre bischt!

Da Bapp werd na scho mitgeh, mit dir, boi a kimp. Na schick i'n hoit aa zon Kramer mit dir, ois a'n Begleitschutz, dass de arm' Soi a Ruah hot! Wer werd denn so g'schiss'n sei und an Gansara und an Gockl fercht'n! Naa, Bua, naa!«

So viel hatte die Mutter schon lange nicht mehr geredet, und ich blickte ihr verwundert nach, als sie aus der Kammer ging. Die Mutter würde mich bestimmt nicht zum Einkaufen und zum Bierholen begleiten, bloß damit mir der Ganserer und der Gockl nichts tun. Da könnte sie diese Gänge ja gleich selber erledigen. Das soll nur der Vater tun, mich vor dem Ganserer und vor dem Gockl beschützen, der ist Rentner und hat Zeit, wenn man ihn nicht gerade zum »Kaibeziahng« oder zu sonst einem Hilfsdienst bei einem der umwohnenden Bauern holt. Der Vater ließ sich immer gleich breitschlagen von mir, wenn ich seine Hilfe brauchte:

»Bapp, gähscht mit mir mit? Da Trinkl-Gockl stäht scho wieda dro'm a da Straß' und passt mi ob!«

»Ja freile, Bua, dem Gockl, dem reiß i an Schwoaf aus, der soi no hergeh z' uns!«

Ich war im Nu getröstet, mein Mut wuchs ins Unendliche,

und ich brannte darauf, unter dem Schutz des Vaters den geflügelten Wegelagerern entgegenzutreten und ihnen ein Schnippchen zu schlagen.

Bei diesem Gedanken sprang ich fröhlich aus dem Bett und hatte meinen schrecklichen Traum bald vergessen. Bald kam auch der Vater vom Ostler herüber, wo er bei der Geburt eines Kälbchens mitgeholfen hatte, und ich bettelte ihn an:

»Gähscht mit mir zon Trinkl, Bapp, boi me d'Mam zon Brothoi'n schickt, und haust an Gockl a G'scheite nauf!«

Der Vater lachte und sagte:

»Freile, Michal, aba z'erscht muaß i no's Gras maahn an Gart'n! A so werd's ned glei pressier'n mi'm Brothoi'n!«

Ich war nicht recht erbaut über die Verzögerung des Einkaufs, wollte ich es doch heute, da mich der Vater beschützte, meinen Widersachern, dem Ganserer und dem Gockl, zeigen; und als der Vater in die Küche ging, um Brotzeit zu machen, frohgestimmt darüber, einem Kälbchen ans Licht der Welt verholfen zu haben, schlich ich mich, um mir die Zeit zu vertreiben, in den Schupfen, um die Sense zu holen und selbst einmal auszuprobieren, wie das Grasmähen geht. Ich stellte bald fest, dass dies gar nicht so leicht ist, wie es sich ansieht; denn das Gras ließ sich von mir nicht schneiden, sondern nur rupfen, und mit der Sensenspitze köpfte ich unter dem Gras verborgene Maulwurfshügel und hieb in die darin steckenden Steine, dass es klirrte. Das musste der Vater gehört haben, denn plötzlich stand er neben mir und sagte, noch kauend:

»Herscht ned glei auf, machst ma ja d' Sans' stumpf! Und ibahaps, z'erscht muaß ma s' dangln, d'Sägass, daß s'a Schneid kriagt!«

Er nahm mir die Sense aus der Hand und ging zum Schupfen, in dem sich der Danglstock befand. Bald hallte das

gleichmäßige Klopfen eines Hammers auf dünnes Metall hell durch den Morgen, und es wurde aus den umliegenden Höfen mit einem ebensolchen »Dangln« begleitet. Derweil schaute ich den Käfern zu und horchte auf das ferne Gekreisch der Gänse, die wohl jetzt ein anderes Kind in Angst und Schrecken versetzten.

»Do schaug her, a so gäht dös!« hörte ich meinen Vater rufen, und ich blickte auf. Er schwang die Sense in gleichmäßigem Rhythmus von rechts nach links mit eingeknickten Knien, und sein leicht nach vorne gebeugter Oberkörper schwang wie zu den Takten einer unhörbaren Musik mit. Doch halt, so unhörbar war diese Musik nicht, die meinen Vater im Bann zu halten schien! Das Gras seufzte auf, wenn die scharfe Schneide sirrend durch es hindurchglitt und die zierlichen Stängel mit den zarten Blättern und Rispen daran durchschnitt, und dieses Sirren und Seufzen vermischte sich zu einer unsagbar eintönigen und traurigen Melodie, die mir in Ohr und Seele sank. Für einen Augenblick stieg in mir die Ahnung eines jähen Dahingerafft-Werdens auf, das zwar jetzt nur das Gras betraf, später aber auch mir gelten könnte, und ich erinnerte mich eines Bibelspruchs, den ich irgendwann einmal in der Kirche gehört hatte und dessen Sinn mir aber dunkel geblieben war: Alles Fleisch, es ist wie Gras. Unwillkürlich musste ich an das Rehkitz denken, das der Ostler-Vadda unabsichtlich über den Haufen gemäht hatte, und mir ging auf, dass da ein Schnitter sein musste, ein unsichtbarer, allmächtiger, der alles niedermähte, was ihm vor die Sense geriet: Gras, Rehkitze – und auch Menschen, vielleicht den Vater, die Mutter, mich selbst … Da hielt der Vater inne und wischte mit einem Büschel taufeuchten Grases die Schneide der Sense ab, zog einen Wetzstein aus der Hosentasche und fing an, die beiden Seiten durch gleichmäßiges Wetzen des Steins am Sensenblatt zu schärfen. Dann mähte

er weiter, ruhig und mit der Sense weit ausschwingend, ohne dass die Spitze oder Schneide auch nur einen Maulwurfshügel berührten. Mir stieg der Duft des gemähten Grases betäubend in die Nase, und wieder empfand ich für einen Augenblick einen Hauch Vergänglichkeit.

»So iatz langt's!« sagte der Vater und stützte sich auf den Sensenstiel, »mi dürscht, und iatz hoist ma'r a Bier von'Burgmoar!«

»Aba du gähscht fei scho mit, Bapp, boi mi do da Gockl obpaßt und da Gansara!«

»Iatz schaug den g'schissna Bruada net o! Aba boist de firchst, na gähn e hoit mit!«

Ich lief und holte geschwind den Dreiviertelliter-Krug, und die Mutter trug mir in aller Eile auf, was ich ihr vom Kramer Trinkl alles besorgen sollte. So machten wir uns auf den Weg, der Vater und ich. Ich hielt mich tapfer an seiner Seite. Ihn an der Hand zu nehmen, schämte ich mich, da ich mich schon für einen großen Buben hielt. Doch als ich schon von Weitem den Gockl mit furchterregend geschwollenem Kamm auf dem Misthaufen stehen und Ausschau nach einem Opfer halten sah, suchte ich schnell Schutz hinter dem Rücken des Vaters.

»Schliaf ma no net glei in'n Hintern nei!«, feixte dieser; er hätte seine Aufmerksamkeit besser auf den kampfbegierigen Gockl richten sollen, denn der stürzte sich mit gespreizten Flügeln und wütend nach vorne gestrecktem Kopf auf meinen Vater, der sich unvorsichtigerweise nach mir umgedreht hatte.

»Auwäh!« schrie er auf, »hot a mi scho dawischt aa! Dös Mischtviech, dös miserablige, dass i eahm fei net glei 's Kragerl umdrah!«

Er schlug mit dem Hut nach dem Gockl, der immer wieder angriff, blind vor Wut, am Ende aber doch klein beigeben

musste, als er einen Schlag auf den Kamm erhielt. Unter den neugierigen aber mitleidlosen Blicken der Hühner, seiner Schutzbefohlenen, taumelte der Hahn auf den Misthaufen zurück und machte seinem Ärger über seine Niederlage durch lautes Krähen und heftiges Flügelschlagen Luft. Mein Vater hob eine blauschillernde Schwanzfeder vom Boden auf, die der Gockl im Kampfgetümmel verloren hatte, und steckte sie an seinen Hut. Das sah verwegen aus, und ich war nicht wenig stolz auf meinen Vater, der den schrecklichen Gockl besiegt und in die Flucht geschlagen hatte. Ich wagte mich wieder hinter dem Vater hervor und schnitt dem Gockl eine schadenfrohe Grimasse. Doch war es zum Auslachen nicht zu früh? Musste nicht erst auch noch ein Abenteuer mit dem angriffslustigen und bissigen Ganserer bestanden werden? Dazu war noch Zeit, denn erst hatten wir die Besorgungen beim Trinkl zu tätigen. Was gab es da im Laden nicht alles zu bestaunen! Mit hellgrünen überzuckerten »Pfefferminzguatln« gefüllte Gläser, »Bär'ndreck« in Form von schwarzen glänzenden Röllchen, »Bienenstiche« hinter der gläsernen Ladenwand, an der sich die mit Zwetschgenmarmelade vollgesogenen Weps'n damisch stießen. Mir lachte das Herz. Die Trinklin sah mir mein »Glusta« (Gelüst) an und schenkte mir ein Pfefferminzguatl, das ich gleich in den Mund schob. Der Vater nahm den gekauften Laib Brot unter den Arm, während ich den noch leeren Dreiviertelliter Krug hin und her schwenkte.

»Pfüat di na, Trinklin!« verabschiedete sich mein Vater, und die Trinklin antwortete: »Pfüat di aa, Miche!«

Ich wollte nicht zurückstehen hinter der Höflichkeit, die hier gepflogen wurde und die mir meine Mutter immer wieder einzutrichtern versuchte: »Dass d'ma fei d'Leit' griaßt, Michal, dös g'hert se!«, und so grüßte auch ich: »Pfüat di na, Trinklin!«

Die Trinklin lachte belustigt, aber mein Vater belehrte mich, daß die Frau Trinkl für mich nicht die Trinklin sei, sondern die Frau Trinkl. Das wollte mir nicht in den Kopf, da doch mein Vater zur Frau Trinkl auch »Trinklin« sagte – und die Mutter zur Frau Böckl »Böcklin«!

Jetzt aber war die zweite Feuerprobe zu bestehen: der Ganserer! Um zur Gast- und Schankwirtschaft Burgmeier zu gelangen, mussten wir auf einem schmalen Holzbrückerl den Webelsbach und anschließend den »Gmoaplatz« überqueren, den der Ganserer mit seiner Herde im Besitz hielt und eifersüchtig bewachte. Schon auf dem Brückerl trat ich, der ich barfüßig war, in den nassen grünen Gänsedreck, dass mir der »Baatz« zwischen den Zehen hervorquoll. Das Brückerl benutzte der Ganserer manchmal als vorgeschobenen Posten und ließ kein Kind hinüber- und herübergehen, allenfalls die g'standenen Weiber- und Mannerleut', und das auch nur unter lautem Protestgeschnatter. Mein Vater stellte sich schützend vor mich, als der Ganserer gleich hinter dem Brückerl mit vorgestrecktem Hals kreischend auf uns losfuhr.

»Wart no, Ganskrong, giftiga, dir wer'e glei kemma!« drohte mein Vater, und schon hatte er den blindwütigen und darum auf seine Sicherheit kaum mehr bedachten Ganserer beim Schlafittchen, das heißt beim Kragen. Der Ganserer war dermaßen überrascht und überrumpelt, dass er keine Gegenwehr versuchte, als ihn mein Vater am Hals mitschleifte; nur schwach spreizte er sich mit seinen Füßen, die mit den Schwimmhäuten zwischen den Zehen wie Plattfüße aussahen, gegen das Mitgeschleiftwerden ein. Ich hatte kein Mitleid mit dem Ganserer, als er mit seinen Füßen durch den Gänsedreck gezogen wurde, wobei manches Gänseblümchen sein Köpfchen verlor. Hatte mich doch der Ganserer schon einige Male in die bloßen Waden gezwickt, so

dass blaue Flecken noch tagelang sichtbar waren. Ich trug sie als Nachweise meiner Abenteuer und zeigte sie jedem voller Stolz, aber inwendig war ich voller Rachegelüste.

Mein Vater schleifte den Ganserer quer durch die ganze Wiese, dann erst ließ er ihn aus. Der Ganserer holte Luft, schüttelte sein Gefieder und eilte schreiend und zischend zu seinen Gänsen zurück, die vor Verwunderung über das Geschehen auf ihrem Platz verharrt hatten und nun den gezüchtigten und in seiner Ehre gekränkten Herrn und Meister mit lautem Geschnatter begrüßten.

Es dauerte nur noch bis Kirchweih, dann waren die Gänse von der Gemeindewiese verschwunden, die fürderhin den Dorfkindern als Tummelplatz diente, und auch der Misthaufen des Kramers Trinkl an der Buchkastraße war plötzlich ohne Gockl, nur die Hühner kratzten noch traurig und verloren auf ihm herum.

»Wo is'n da Trinkl-Gockl hi'kema, Bapp?« wollte ich von meinem Vater wissen, doch der zuckte die Schulter. Bald aber wusste ich, oder vielmehr: Ich legte es mir zurecht, was mit dem Gockl passiert sei. Eines Tages prangte nämlich über dem Ladeneingang der Kramerei Trinkl ein Reklameschild mit einem grünen Gockl darauf und der Aufschrift: Schloßbrauerei Haimhausen. Die Trinklin bezog neuerdings Flaschenbier in Tragln für ihre Kunden, und der grüne Gockl auf dem Schild sollte hierfür Reklame machen und die Kauflustigen anlocken. Ich aber wusste es besser: Der kampflustige Gockl auf dem Misthaufen war über Nacht auf wundersame Weise auf das Reklameschild verbannt worden, wohl dazu, dass er dort in der Höhe friedfertig werde und furchtsamen Kindern wie mir fürderhin kein Leids mehr antue.

Da hupfat Hotz

Mein Vater ließ mich nicht zur HJ (»Hajott«, Hitler-Jugend). »Du gehörst net zu dene Hanswurschten, glei gor wo d'Amerikaner scho vor der Tür stengan!«

Einige Mahnschreiben der HJ hatte er schon ignoriert.

Doch einmal haben mich die »Spinner« doch drangekriegt. Ich besuchte die Ludwig-Thoma-Volksschule. Eines Tages ließ uns unser Klaßlehrer antreten und führte uns zu der »Volks-Lichtspiele« in der Brunngartenstraße. Dort sollte uns ein Film gezeigt werden. Unserer Freude war gleich zerstoben, als auf dem Vorplatz der »Hupfert Hotz« auftrat, ein fanatischer »HJ-Fähnlein-Führer«, der uns mit »Heil Hitler« begrüßte und uns mit Nazi-Parolen volllaberte. Wir seien des Führers Junge Mannschaft und die Zukunft Deutschlands. Wir würden unser Vaterland bald gegen unsere Feinde wehrhaft verteidigen. Zu diesem Zweck sollten wir Disziplin und Widerstand und Kraft lernen. »Wenn eine Fliege auf eurer Nase sitzt, so schlagt nicht darnach, sondern haltet das Gekitzel aus!« Ich musste mir das Lachen verbeißen, zumal da der Hotz an unserer Reihe vorbeimarschierte. Er wollte besonders zackig wirken, hupfte aber wegen eines verkürzten Beines, was äußerst lächerlich wirkte.

Nach dem Einmarsch der Amerikaner steckten ihn diese in das Dachauer Amtsgerichtsgefängnis, wo er seinen tracktierten »Schutzbefohlenen« zur Schau gestellt wurde. Diese, noch immer von Zorn erfüllt, wollten ihn »schlagen«, was aber der Gefängniswärter nicht zuließ.

27.3.2024

Meine Bleisoldaten

Als Kind hatte ich Bleisoldaten, mit denen ich spielte. Ich machte es den größeren Buben nach, die sich im Etzenhausener Wald tapfer bekriegten. Sie ließen mich nicht mittun, weil ich noch zu »klein« war. So begnügte ich mich mit unserem Garten, in dem ich die im Kampf gefallenen »Soldaten« begrub. Manches »Heldengrab« befindet sich irgendwo unter dem Rasen oder unter einer Baumwurzel.

Als Volksschulbub in der fünften Klasse, der Krieg war gerade beendet, wollte ich meine Bleisoldaten »exhumieren«, weil ich gehört hatte, dass ein gefallener deutscher Soldat an der Amperbrücke, unweit unseres Hauses, ausgegraben worden ist. Aber ich habe nichts mehr gefunden. Als Knabenseminarist hatte ich kein Interesse mehr an Exhumierungsaktionen. Da musste ich mich selbst »vergraben«, nämlich in meine Lehrbücher.

Fallschirme

Als Kind saß ich gern in einer Wiese und zerblies Löwenzahnsamen. Verwundert sah ich, wie sie sich in der Luft in schimmernde Fallschirme verwandelten, an denen heftig mit den Armen rudernde Menschen hingen. Es waren abgeschossene feindliche Fliegersoldaten, wie mir mein Vater später sagte. Ich aber, in Märchen versponnen, die mir meine Mutter erzählte, glaubte an eine zauberhafte Verwandlung der Löwenzahnsamen in Menschen.

Während des Krieges fiel oft der Unterricht an meiner Ludwig-Thoma-Volksschule in Dachau aus, nicht nur wegen der häufigen Bombenalarme, sondern auch deswegen, weil wir im Moos Sanddornbeeren brocken und in den Äckern um Webling, Steinkirchen und Etzenhausen Kartoffelkäfer klauben mussten. Das war mir sehr angenehm, weil ich dann vom »Haselnussenen« des Lehrers verschont war.

Lieb war mir auch, wenn mich der Lehrer zur Reinigung des Teichs hinter dem Schulgelände eingeteilt hat, weil ich dann nicht aufgerufen werden konnte. Ich tat mich nämlich mit dem Singen schwer, und auch Konjugation und Deklination waren mir ein Rätsel. So konnte ich den Herd und die Herde nicht deklinieren und vermengte Küchenherd und Viehherde miteinander.

Erst als ich auf dem Dom-Gymnasium in Freising Latein zu büffeln hatte, bekam ich das rechte Sprachgefühl und lernte richtiges Deutsch.

20.3.2024

Unser Garten

Unser Garten war etwa 1900 qm groß, bis 1955 meiner Schwester etwa 680 qm überschrieben wurden. Auf dem Rest von 1180 qm steht unser 1931 erbautes Haus, rechts davon befindet sich ein unbebautes Grundstück.

Auf Fotographien sehe ich mich als Buberl mit einem Schürzchen um das Bäuchlein, mit Hingabe mit einem Schäufelchen im Sandkasten wühlen. Damals war ich Kommunionkind im schwarzen Anzügel (Kniehose, natürlich mit Strümpfen), mit einer Kommunionkerze in der rechten Hand, unter einem blühenden Apfelbaum stehend, die Großmutter mütterlicherseits an meiner Seite (alle anderen Großeltern waren schon verstorben).

Hinter dem Garten, auf der Südseite fließt der Webelsbach, benannt nach dem Gründer des westwärts von Etzenhausen und Steinkirchen gelegenen Weilers Webling, Wabilo.

Ein stilles Wässerchen, ca. drei Meter breit und zwanzig Zentimeter tief, in dem wir Buben »Lochdoipn« (Gründlinge) fingen. An den Böschungen wuchsen »Bluatströpferl« und tummelten sich Eidechsen. Alles heute verschwunden wie alles Schöne.

Den Garten durchzogen mit schwarzer Schlacke aus der nahen Papierfabrik bedeckte Wege, zu deren Seiten Gemüsebeete angelegt waren. Meine Mutter baute Karfiol, Ranen, Kopfsalat, Radi, Schnittlauch, Petersilie an. Blumenbeete mit Strohblumen, Dahlien, Lilien, Astern und Anemonen wurden eifrig gehegt und gegossen. Das Wasser holten meine Eltern mit der Gießkanne aus dem Bach, zu dem selbstgefertigte Holztreppchen führten.

Apfel- und Birnbäume durften nicht fehlen, Zwetschgen-

und Kirschbäume, ja sogar Reneclauden (»Ringlo«). Nicht zu vergessen der Walnussbaum, den mein Vater 1931 gepflanzt hat und auf den er besonders stolz war. Mir diente er zum Kraxln. Von den frischen Walnüssen wurde mir speiübel.

Hinter dem Haus, zum Bach hin, befand sich eine gemauerte Waschküche, in der die Mutter die Wäsche auskochte. Im Bach wurde sie geschwenkt.

Unter dem Betonboden, der seitwärts Löcher aufwies, hausten Kröten, die ich bisweilen mit einem Steckerl ärgerte.

Ärgern taten meinen Vater auch die Maulwürfe (»Scher«), die ihre Hügel aufwarfen und die Blumenwiese durchwühlen, sodass mein Vater beim Mähen alle Daumen lang die Sense mit dem Wetzstein wetzen musste, weil sie an einem Scherhaufen schartig wurde.

Mein Vater vergrub Fallen, in denen sich oftmals die putzigen Gesellen mit ihren rosa Schnäuzchen und den winzigen Krallen verfingen.

Auf dem Grundstück, das jetzt meiner (inzwischen schon verstorbenen) Schwester gehörte, baute mein Schwager ihr gemeinsames Haus. Auch er ist jetzt schon verstorben.

Auf diesem Grundstück befand sich eine Holzhütte, in der manches »schwarz« gehaltene Schwein seinen letzten Schrei tat, was »strafmassig« war – die Sauhaltung natürlich.

Mein Schwager errichtete auf seinem Grundstück ein Bienenhaus, vor dem auf der Westseite eine Holzbank war, auf der wir gerne saßen und uns unterhielten – bei dem Gesumm der Bienen, die auf der Südseite des Bienenhauses eifrig aus- und einflogen.

Alles dahin, wie alles Schöne.

29.3.2024

Im Seminar

Im Seminar fühlte ich mich nicht recht wohl. Nach Freising bin ich eigentlich durch einen unglückseligen, wie sich später herausstellte, doch Glück bringenden Umstand gekommen.

Franzl, ein Nachbarbub und Volksschulkamerad, kam zum »Studien« ins Kloster Scheyern.

Ich wollte es ihm gleichtun und wollte ebenso mit dem Freund dorthin. Das spielte meiner »pfarrerdamischen« Mutter natürlich in die Karten, die mich gern als Geistlichen sehen wollte. Dem Vater war's nicht recht, aber er hatte nichts zu sagen als: »Bal's sei muaß«.

Mein Pech, dass in Scheyern kein Platz mehr frei war, also war Freising der »Notnagel«.

Dieses ständige Gewusel von über 200 halben Kindern und Mutierenden um mich herum war mir äußerst zuwider, weil ich damals schon den Hang nach Abgeschiedenheit und Stille in mir verspürte. Außerdem hatte ich Heimweh nach meinen Angehörigen (und vergoß manche Tränen in der Hauskapelle). Einzig meine Geige, die ich natürlich mitgenommen hatte, tröstete mich. Und auch von meiner baldigen Teilnahme am Seminar – und am Gymnasialorchester lenkte sie mich ab – wie später auch eine Klassenkameradin, der ich stille Verehrung entgegenbrachte.

26.3.2024

Der Faulpelz

Während meiner Zeit als Freisinger Dom-Gymnasiast und Erzbischöflicher Knabenseminarist (1946–1954) war ich ein ungeheuerlicher Faulpelz.

Schon mein Übertrittszeugnis bescheinigte mir: »Der an sich anständige Schüler könnte bei größerem Fleiße wesentlich mehr leisten.«

Diese Beurteilung zieht sich wie ein roter Faden durch meine Gymnasialzeugnisse. Die Aufnahmeprüfung muss dann wohl doch zur Zufriedenheit verlaufen sein.

In Latein und Griechisch, die ich gerne mochte, brachte ich dann doch ein Minimum an Fleiß auf, sodass meine Noten stets genügten.

Ach du geliebtes Latein, das heute nicht nur aus den Gymnasien, sondern auch aus den Hl. Messen verbannt ist!

Mathematik, das ich aus ganzem Herzen verachtete, ja bis aufs Bein hasste, verdiente meiner Meinung nach keine Anstrengung, die mir unangebracht und zwecklos schien. Die Noten waren dann dementsprechend. Ich bin heute noch der Meinung, dass mir die Mathelehrer jeweils die schlechtere Note gaben, wenn sie auf der Kippe stand. Die Abneigung war gegenseitig.

Meinen ganzen Ehrgeiz legte ich dagegen auf das Erlernen des Violinspiels, in dem ich es bald auf beachtliche Höhen brachte. Ich galt als der beste Geiger am Gymnasium. Mit 14 Jahren geigte ich im Dom, spielte neben Münchner Berufsmusikern das Mozart-Requiem im Freisinger Asam-Theater. Mozarts »missae breves« waren mir ein Leichtes. Bei der Uraufführung der großen Messen von Domkapellmeister Max Eham im Dom war ich natürlich dabei. Da war ich 14 Jahre alt. Später holte mich Eham als Geiger in den

Münchner Liebfrauen-Dom, wo ich den Orgelmeister Franz Lehrndorfer stets im Blickfeld hatte.

Als ich 1955 mit dem Studium des Verwaltungsrechts (einschließlich Verwaltungsgerichtsbarkeit, Staatsrecht, Verfassungsrecht, Verfassungsgerichtsbarkeit) begann, ging mir auf, dass man mit Fleiß und Ausdauer doch Beachtliches erzielen kann. Die Bewertungen lauteten dann »Cum Laude«.

Bald erweiterte sich mein Interesse auf Belletristik, insbesondere auf Lyrik. Aber das ist eine andere Geschichte.

25.3.2024

Der lacht immer

Während meiner Gymnasialzeit nahm ich das Lernen auf die leichte Schulter. Ich belächelte meine Mitschüler, die ihre unregelmäßigen Verben noch kurz vor Schulbeginn durchgingen, weil eine Schulaufgabe anstand.

Steht ja alles in den »Lectiones latinae« von Rubenbauer-Hofmann (von 1948), die ich nur zu lesen brauchte, um informiert zu sein. Auch der »AcI« (wie in«Ceterum censeo Karthaginem esse delendam«) bereitete mir keine Schwierigkeiten.

Was braucht es da noch lange Diskussionen. Ich konnte nur lachen über den Eifer meiner Kameraden, der mir eigentlich wesensfremd war. Entweder habe ich eine Sache gleich am Anfang kapiert, da war ja alles gut. Oder ich hab sie nicht gleich kapiert, dann verlor ich jegliches Interesse – wie an Mathematik.

Heute lache ich vergnüglich über Ludwig Thomas »Der heilige Hias« und über den Satz, wo der »stud. litt. et art« Matthias Fottner gutmütig lachte, »wenn in seinen Schulaufgaben jedes Wort rot unterstrichen war, und sich wunderte über den Ehrgeiz der kleinen Burschen vor und neben ihm, die miteinander stritten, ob etwas falsch oder richtig sei«.

Überhaupt lachte ich während des Unterrichts bei jeder Gelegenheit, und wenn der Professor ärgerlich abbot, weil er sich in seinem »Salmon« gestört fühlte, beschwichtigten ihn meine Klassenkameraden: »Der lacht immer.«

Aber das Lachen verging mir, wenn eine Mathematikschulaufgabe »herauskam« und wieder – wie üblich – eine unbefriedigende Note aufwies.

Schwimmen

In Freising führte uns Knabenseminaristen der Präfekt als geistliche Aufsichtsperson an die Isar zum Schwimmen. Schon ein Blick von der Brücke, die in Lerchenfeld über die Isar sich wölbte, ließ mich erstaunen. Hinter den Brückenpfeilern, an denen sich das Wasser gurgelnd brach, standen flossenwedelnd riesengroße Fische, Huchen oder Waller. Solche hatte ich noch nie gesehen. Früher, als das Moos noch nicht reguliert war, soll es die Waller auch in Dachau, meiner Heimatstadt, gegeben haben. Der Schriftsteller Otto Erhard berichtet davon in seinem Roman »Das sterbende Moor«.

Die Isar zwängt sich zwischen Ufer und seinem breiten Kiesbett schnell fließend und mit Gebraus hindurch. Nicht umsonst heißt sie »Isara rapidus«, die Reißende. Wir stürzten uns mit Geschrei in die Fluten. Gegen die Strömung anzuschwimmen, war vergebens. Meistens lagen wir faul auf dem Geröll, ließen uns von der Sonne die Badehose trocknen und die Haut bräunen. Die Steine, die wir fanden, waren rund geschliffen, Geröll, das die Isar seit Jahrtausenden aus dem Gebirg auf ihrem Grund vor sich herschob.

Die Isar ist ein Gebirgsfluss.

Ganz anders die Amper, die als Ammer in den Ammersee mündet, wo sie ihr Geröll ablagert und ihre Kraft gebrochen wird. Vor Grafrath verlässt sie, durch Sumpf und Schilf fließend, als Amper den See. Breit strömend fließt sie gemächlich durch Fürstenfeldbruck und Dachau und endet hinter Freising in der Isar. Sie wird durch kein Kiesbett eingezwängt wie diese. Vom Mühlbach, an dem sich die Mayer-

Säg befand, bis zur Würmmühle fließt die Amper durch den Etzenhausener Wald.

In den Freisinger Ferien, die ich in meiner Heimatstadt Dachau verbrachte, ging ich zum Schwimmen zur Amper hinab. Ein Weg von fünf Minuten. Auch trübes Wetter hielt mich nicht ab, wasserscheu war ich nicht. Kälte machte mir wenig aus. Ich war sie ja von Freising her gewöhnt.

Schneidendes Schilf und Brennnesseln, durch die ich mir den Pfad zum Fluss bahnen musste, scheute ich nicht, Schmerz war ich von Freising her gewöhnt. Abscheu gegen alles mögliche Getier hatte ich nicht. Es konnte schon vorkommen, dass ich mit einer Ringelnatter um die Wette schwamm.

Auch Angst vor dem Ertrinken hatte ich nicht, da ich auf meine Schwimmkünste vertraute.

Allerdings wäre ich im Karlsfelder See, wo ich eine Wassernixe vorfand, meine spätere Ehefrau, beinahe ertrunken. Aber das ist eine andere Gschicht.

24.3.2024

Der Simmerl

Der Simmerl war ein Mitzögling im Erzbischöflichen Knabenseminar in Freising und ein Klassenkamerad am Dom-Gymnasium. Er tat sich ein bissl schwer im Lernen und wenn ihm eine Schulaufgabe misslang, kommentierte er das mit einem ärgerlichen »Bluatiger Hehnadreck!«

Er stammte aus einer kleinen Gemeinde im Dachauer Landkreis. Sein Vater war Schneider, bei dem ich mir meine Hosen anmessen ließ. Zu diesem Zweck wanderte mein Vater mit mir in den Ferien in Simmerls Heimatdorf. Dort saß der Schneider mit seinen zwei Gesellen im »Schneidersitz« auf einem riesigen eichenen Tisch und nähte auf »Hautsdrein«. Die Hose, die er für mich fabrizierte, war aus gackerlgelbem Filz und wäre auch ohne meine Wenigkeit aufrecht auf dem Boden gestanden. Überdies entsprach sie nicht der dezenten dunklen Kleidung, die einem »Pfarrerlehrbub« angemessen war. Die rotlackierten Schnallenschuhe, die mir meine Mutter zur Hose kaufte, waren dann, wenn man so sagen darf, die »Faust aufs Auge« – Hühnerauge hätte ich bald gesagt, wenn meine Füße weiblichen Ursprungs gewesen wären. Der Schneidermeister fragte mich: »Gehst du gern in d' Schua?« wobei er die Schule meinte, nicht die Schuhe (»Schuach«).

Der Schneiderberuf schien mir so verlockend zu sein, dass ich mit Simmerl Ausreißpläne aus dem Seminar geschmiedet habe, zu deren Verwirklichung es Gott sei Dank nicht gekommen ist.

26.4.2024

Da fällt mir zu guter Letzt noch eine Episode ein. Wie es der Brauch ist, lädt der Pfarrer seine »Studenterl« zu einem opulenten Mahl ein. So auch der Seelenhirt »Simmerls«. Da ich gerade zu Besuch bei Simmerl war, durfte auch ich mit von der Partie sein. Schon im Hausgang empfing uns der Pfarrer verschmitzt lächelnd und fragte uns nach unseren Latein-Kenntnissen. Er wollte das Perfekt von »dare« (»geben«) wissen und wollte uns aufs Glatteis führen, indem er sagte: »Ich gab« heiße »davi«. Simmerl schaute verdutzt und wusste keine Antwort. Aber ich, ziemlich fix in Latein, erwiderte, das sei falsch, richtig heißt es doch »dedi«. Da wuchs ich in den Augen des Pfarrers von 1,40 Meter bestimmt um 5 Zentimeter.

Auf Liebespfaden

Wie ich bald nach dem Zweiten Weltkrieg Pfarrlehrbub und in der dritten Lateinklasse in der Domstadt Freising war, stach mir während der großen Ferien in meiner Heimatstadt Dachau ein Schwesternpaar ins Auge. Die ältere war eine Gstumpferte, Broatarschige mit einem schwarzen Kurzhaarschnitt, die jüngere eine Langgstakelte, Dürrlochige mit einem brünetten Pferdeschwanz.

Als ich mit der älteren eines Tages im Ampermoos, auch Himmelreich genannt, durchaus züchtig wandelte, wollte diese mir unvermittelt an die Wäsche. Ich, durchaus unbescholten und unbedarft, bekam das »Frack-Sausen«, wollte ich doch keine Federn lassen, da ich als Erzbischöflicher Seminar-Zögling doch in ferner Zukunft dem Herrn Jesus ewige Treue schwören sollte.

Meine Begleiterin war über meine Zaghaftigkeit, ja Zurückhaltung, gar nicht erbaut und bespöttelte mich als lahm.

Ich rächte mich, indem ich ihr versicherte, mir seien Mädchen mit einem Pferdeschwanz sowieso lieber. Wobei ich zwischen Mädchen und Rössern keinen Unterschied fände. Das muss sie mitten ins Herz getroffen haben, da sie mich fürderhin keines Blickes mehr würdigte. Aber auch die Pferdeschwänzige fand keinen Gefallen an mir, sodass ich Trost bei anderen suchte, die mir aber auch nichts wollten. Was blieb mir anderes übrig, als meine Herzwunden im Geigespielen und in der Dichterei zu kühlen. Irgendwann würde dann schon die Richtige kommen – was dann auch viel viel später geschah, als ich den Priesterwunsch meiner Mutter, den ich bald nicht mehr teilte, an den Nagel gehängt, bzw.

um in meiner späteren Amtssprache zu bleiben, ad acta gelegt hatte.

24.3.2024

Meine Geige

Meine Geige schenkten mir meine Eltern zu Weihnachten 1945. Der Vater war sehr musikalisch und spielte in jüngeren Jahren Es-Trompete bei der weithin bekannten Dachauer Bauernkapelle.

Er meinte wohl, seine Musikliebe und sein Musikgehör hätten sich auf mich vererbt. Er hatte wohl nicht ganz unrecht, da ich als Kind gern Mundharmonika blies.

Die Geige kaufte er für ein paar hundert Reichsmark von dem Dachauer Musiklehrer Taglieber.

Ich kaufte mir die »Trappsche Musikschule« und übte unermüdlich die darin enthaltenen Musikstücke, mittelalterliche Volksweisen und auch Konzertauszüge von Hasse, Lully, Corelli usw. Am Domgymnasium Freising nahmen mich dann die Musiklehrer Klimm, Goldhofer und Franz Appel unter ihre Fittiche. Letzterer wurde Konzertmeister im Staatssymphonie-Orchester Bogotá.

Zu besonderem Dank bin ich Domkapellmeister Max Eham verpflichtet, der mich ins Seminar-Orchester holte, desgleichen ins Freisinger Dom-Orchester, in dem ich sämtliche Mozart-Messen kennenlernen durfte.

1954 kehrte ich nach Abschluss des Gymnasiums nach Dachau zurück, wo ich im Kirchen-Orchester St. Jakob ein gefragter Mitspieler war und auch in den umliegenden größeren Gemeinden aushalf.

Bald zog mein Freisinger Musiklehrer Anton Goldhofer mit seiner Ehefrau Antonie Haller, meiner ehemaligen Englischlehrerin, in sein Dachauer Haus an der Gröbenrieder Straße. In einem Raum im Dachauer Rathaus hielten wir unsere Quartettabende ab. Goldhofer 1. Geige, Groißmeier 2. Geige, Architekt Gruber Bratsche, Lehrer Schuster

Violoncello. Manchmal wechselten wir auch in den Bungalow von Gruber in Bergkirchen.

In meiner Musikbegeisterung meinte ich, ein kleines Barock-Orchester gründen zu müssen. Einige Sitzungen waren vielversprechend. Bis der Dachauer Komponist und Dirigent August Peter Waldenmaier die Leitung übernahm. Bald verlor er das Interesse und das Orchester ging ein. Mein Verwaltungsstudium war mir wichtiger, und auch mein Mitspiel am Münchner Dom-Orchester, zu dem mich Dom-Kapellmeister Max Eham immer wieder einlud.

Aber bald spielte die Lyrik, mit der ich bereits im Freisinger Knabenseminar Bekanntschaft gemacht hatte (»Menschheitsdämmerung« von Kurt Pinthus) die »erste Geige«.

25.3.2024

Max Eham

Max Eham (1915–2008) war, ist und bleibt mein Vorbild.

Er war Domkapellmeister in Freising und München, feinfühliger Kirchenkomponist und Geistlicher reinen Gemüts.

Als Musikpräfekt im erzbischöflichen Knabenseminar zu Freising war er mir Wegweiser und fürsorglicher Helfer in meiner musikalischen Entwicklung. Er förderte mein Violin-Selbststudium, indem er mir die entsprechenden Notenblätter zur Verfügung stellte, insbesondere sämtliche Mozart-Violinkonzerte, und mich als Geiger in das Seminarorchester und als Altsänger in den Seminarchor aufnahm. Dabei lernte ich bedeutende Chorwerke sowohl alter als auch neuerer Meister kennen.

Vor allem durfte ich als Geiger an der Uraufführung seiner eigenen großen Messen, vor allem »Haec dies«, im Dom zu Freising mitwirken. Später, als ich bereits in meiner Heimatstadt Dachau meinen Wohnsitz genommen hatte, holte er mich als Geiger in den Liebfrauen-Dom zu München, wo er inzwischen Domkapellmeister geworden war.

Auf vielen Konzerten unter seiner Leitung durfte ich als Geiger dabei sein, u. a. beim Mozart-Requiem im Freisinger Asam-Theater, bei den »Vier-Jahreszeiten« von Haydn und beim »Messias« von Händel.

Vor Kardinal Michael von Faulhaber durfte ich als 14-Jähriger als Violinsolist in einem Musikstück von Händel brillieren.

Neuerdings will man Faulhaber an den Kragen, das heißt, man will ihm die Straßenbenennung nach seinem Namen entziehen, weil er eine Abneigung hegte gegen die »Galizischen Schriftsteller«, die aus Bayern eine Sowjetrepublik machen wollten. Eine moderne Bilderstürmerei!

27.2.2024

Bach

Auf Seite 20 meines letzten Gedichtbandes »Nachlese« (2024) steht ein Text, mit dem ich nachträglich nicht zufrieden bin.

> Wieviele Werke hat Bach
> mit ins Grab genommen!
> Sie sprengen
> die Pforten der Hölle!

Ich hätte schreiben sollen:

In den Fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts spielte ich, römischer Katholik, zusammen mit einem studierten Geiger in einer evangelisch-lutherischen Kirche das Doppelkonzert d-moll von J.S. Bach (Orgel Hedwig Pflaumer).

Die katholische Kirche ahndete diesen Verstoß gegen ihre Lehre mit der Exkommunikation, vor der mich meine Mutter gewarnt hatte.

Freudlose Kindheit

In meinem autobiographischen Roman »Der Zögling« (1991), revidierte Auflage 2002, habe ich meine Lebenserinnerungen niedergelegt.

Wenn ich sie jetzt Revue passieren lasse, kann ich eigentlich mit lustigen oder spaßigen Begebenheiten nicht dienen. Was danach klingt, habe ich bereits im »Zögling« geschildert, will ich nicht wieder aufwärmen. So sehr ich auch mein Gedächtnis durchforste, ich komme weder in meiner Vorschul- noch in meiner Volksschul-, Gymnasial- bzw. Seminarzeit auf ein nennenswertes Lausbubenstückl à la Thoma. Die Zeiten waren nicht nach Gaunereien oder Lustigkeiten.

Die Tage und Nächte waren durchgellt von Bombenalarm und Hilfeschreien, wenn Einbrüche geschahen. Die von Wachtposten begleiteten KZ-Häftlinge, die schwere Wägen auf Ballonreifen durch die Straßen Dachaus zogen, waren nur von scheuen Kinderblicken begleitet. Die Erwachsenen hielten sich mit ihren Äußerungen zurück, um nicht gleich ins nahe KZ zu wandern.

Den Einmarsch der siegreichen Amerikaner konnten wir kaum als Befreiung empfinden, wollten sie uns doch wegen eines Waffenfundes in unserem Haus stante pede totschießen. Auch musste ich als Zehnjähriger mitansehen, wie Amerikaner sieben deutsche Soldaten, die in den Etzenhausener Wald flüchten wollten, hinterrücks niederschossen. Auch sonst hatten wir unter besoffenen amerikanischen Soldaten und die sie begleitenden befreiten KZ-lern zu leiden, die tätlich wurden und Todesdrohungen ausstießen.

Im Freisinger Seminarleben und auch am Dom-Gymnasium fehlte uns Buben jegliche Möglichkeit, Schabernack mit

unseresgleichen, mit Präfekten und Lehrern zu treiben. Vor all diesen Respektpersonen kuschten wir aus Angst vor Bestrafung. Ich will nicht behaupten, dass nicht einige Verständnis für uns zeigten, aber Zucht und Ordnung herrschten vor, gegen die sich kein Zögling oder Schüler aufzulehnen wagte.

Im Berufsleben herrschte bei den Vorgesetzten und älteren Kollegen, die durchwegs ehemalige Soldaten oder Kriegsversehrte waren, die eben genannte Mentalität vor.

Mit disziplinarischen Maßnahmen war man gleich bei der Hand. Der Beamte musste das Maul halten, gleich auch gegenüber den Politikern, war eben Maulkorbträger. Die wirkliche Befreiung kam mit der Pensionierung. Mit der Geburt meiner Tochter Andrea am 24.10.1964 kam Freude auf.

Ihre Entwicklung vom Säugling über das Kleinkindalter bis zur jungen Dame wurde von uns diesmal wirklich glücklichen Eltern mit Liebe und Verständnis begleitet.

25.3.2024

Der Prälat

Der Stadtpfarrer von St. Jakob zu Dachau, Päpstlicher Hausprälat Friedrich Pfanzelt, war eine Respektsperson. Wenn ihm Kinder auf der Straße begegneten, hatten sie ihn mit »Gelobt sei Jesus Christus« zu grüßen. Wehe wenn sie das nicht taten, eine Standpauke war ihnen gewiss.

Kinder, die sich in der Kirche nicht nach seinem Gusto benahmen, watschte er gehörig ab. Ich persönlich hatte nicht das Vergnügen, mit seiner »Pratz'n« Bekanntschaft zu machen.

Als feststand, dass ich in eine kirchliche Erziehunganstalt eintreten sollte, musste ich erst die Absegnung des Ortspfarrers einholen. Mein Antrittsbesuch, an den ich mich nicht mehr erinnern kann, verlief offensichtlich zufriedenstellend.

In Freising werden der Tag der Priesterweihe zu Peter und Paul am 29. Juni und der Korbinianstag am 25. November mit großem Pomp im Marien-Dom gefeiert. Die Priester der Erzdiözese ziehen in feierlicher Prozession in den Dom ein. Unter ihnen stach jeweils unser Prälat in seinem rosaroten Talar hervor.

Nach den Feierlichkeiten lud der Prälat seine »Studenterl«, den Martin, den Toni, ebenfalls »Dachaurer«, und mich zum Mahl in den Bayerischen Hof ein. Dieses bestand für uns Buben aus zwei Paar Wiener Würstel, aus einer Semmel und einer Halben Bier. Das war für uns Seminaristen, die sich mit Sauerkraut und Rindfleisch begnügen mussten, eine »Seltsamkeit« und ein Festmahl.

Es war Usus, dass das »Studenterl« dem Ortspfarrer schon am ersten Ferientag seinen Antrittsbesuch abzustatten

hatte. Ich traf den Prälaten bei bester Laune an. Offenbar hatte er sich nach den Anstrengungen der Hl. Messe einem opulenten Frühstück hingegeben. Leutselig fragte er mich nach meinen Leistungen in der Schule, und ob ich mit ihnen zufrieden sei. Lakonisch erwiderte ich: »Duat's scho, Herr Prälat!« Da lachte er und drückte mir ein paar »Zehner« in die Hand. Damit war ich in Gnaden entlassen.

Vorm Ministrieren wusste ich mich zu drücken. Ich wollte wenigstens in den Ferien ausschlafen, wenn wir schon im Seminar winters wie sommers in aller Herrgottsfrühe um 5.15 Uhr aus den Federn getrieben werden.

Als ich nach dem Abitur 1954 dem Prälaten eröffnete, ich würde nicht mehr in die Philosophisch-Theologische Hochschule zurückkehren, weil ich mich nicht zum Priester berufen fühle, lief er zinnoberrot wie ein »Bigauderer« (Truthahn) an und wies mich unter hysterischem Gebrüll mit den Worten: »Geh mir aus den Augen!« aus dem pfarrherrlichen Studierzimmer. Der Hinauswurf durch unseren »praelatus vir« war mir wie ein Purgatorium oder wie ein »Apage Santanas«!

Im Grunde genommen war Pfanzelt ja sehr gutmütig. Jetzt aber fühlte er sich wohl hintergangen, so dass ihn der »heilige« Zorn übermannt hat. Ein »heiliger« Zorn ist offenbar nur »G'weichten« gestattet. Bei Profanen ist er eine Sünde und muss gebeichtet werden.

Als ich später nach meinem Verwaltungsstudium wohlbestallter Stadtinspektor war, war mir Pfarrer Pfanzelt wieder gut und behandelte mich als »lieber Michl«.

27.3.2024

Studium

Das Studium der Verwaltungswissenschaften bereitete mir keine Schwierigkeiten. Es hatte ja nichts mit Zahlen zu tun, denen ich herzlich abgeneigt bin. Schon auf dem Gymnasium schalten mich Lehrer als mathematischen Ignoranten.

Das Paragraphen-Deutsch hatte ich bald intus. Gesetze empfinde ich auch heute noch als das Wohlgeordnetste überhaupt. Mein Wissen bezog ich aus den Gesetzen, den Kommentaren hierzu und den Verwaltungsgerichtsurteilen. Die Vorlesungen besuchte ich aus Neugierde auf die Professoren und wie sie vortrugen. Mitschreiben kam für mich nicht in Frage, wozu gab es denn unzählig Gedrucktes.

In guter Erinnerung habe ich Professor Bernhardt, der Privatrecht las. Er hatte einen gelähmten Arm, den er mit dem gesunden auf den Katheder legte. Einige Stereotypen »Finden Sie nie« und »Die Ehe ist ein Vertrag auf Gedeih und Verderb!« sind mir lebhaft in Erinnerung.

Professor Feneberg las Staatsrecht und Verfassungsrecht. Bei der mündlichen Abschlussprüfung, ähnlich dem universitären Rigorosum, blitzte er mich durch seine Brillengläser heimtückisch an und versuchte, mich durch verzwickte Fragen zu Fall zu bringen. Ich tat ihm nicht den Gefallen, behauptete meine Stellung.

Wirtschaftswissenschaften, die ich auch belegte, behandelte ich nur am Rande. Steht ja alles in Prof. Meinholds zwei gelehrten Büchern! Außerdem brauchte ich sie nicht in meinem Verwaltungsberuf. Auch sonst habe ich an Wirtschaft kein Interesse – außer an Wirtschaften, »in denen man speisen und zechen« konnte.

18.4.2024

Im Beruf

Ende der Fünfziger Jahre wurde ich zum Leiter des Städtischen Bestattungsamtes bestellt. Ich war gerade frischgebackener außerplanmäßiger Stadtinspektor.

Mir oblag die Aufsicht über die Städtischen Friedhöfe, den altehrwürdigen Stadtfriedhof und den neueren Waldfriedhof. Selbstverständlich war ich Vorgesetzter des Leichenwärters, der Leichenträger und Grabmacher.

Zu meinen Obliegenheiten gehörte die Führung der Gräberkartei, die Festlegung der Bestattungstermine in Absprache mit den Kirchen, die Sargausstattung mit den Hinterbliebenen, selbstverständlich die Besorgung der Leichenschau durch das Staatliche Gesundheitsamt.

Eines Tages wurde ich auf den KZ-Friedhof auf der Etzenhausener Leit'n gerufen, wo gerade eine umfangreiche Exhumierungsaktion stattfand. Das Massengrab war in tiefe Stollen eingeteilt, in die man hinabsteigen konnte. Zu beiden Seiten eines Stollens ragten die Gerippe der Toten hervor, skelettierte Schädel, Brustkörbe, Arm- und Beinknochen. Ein makabrer Anblick, der einen 24-jährigen Menschen schon erschaudern lassen konnte. Aber was tat's!

Als Zehnjähriger hatte ich ja bereits die Totenfuhren durch Dachau gesehen, und deutsche Soldaten, die von den Siegern massakriert worden waren.

Kurz und gut. Die Knochen wurden in Papp-Särgchen gesammelt und in einem Lagerraum im KZ-Lager deponiert. Alles natürlich in meiner Gegenwart sozusagen als Inspizient und Augenzeuge.

Wenn ich heute als alter Mann durch die wohlgepflegten Gräberreihen wandle, von denen ich nicht weiß, ob noch

Tote drin liegen, kommen Erinnerungen hoch, die man längst vergessen glaubte.

Doch halt! Beinahe hätte ich die sogenannten Kriegsgräber im Waldfriedhof vergessen, die ich ja auch noch zu betreuen hatte. Dabei handelt es sich meist um deportierte Polen, Ukrainer und Russen, die in Dachau zu Bahnarbeiten eingesetzt worden waren und auf vielfältige Weise zu Tode gekommen waren: »Bahnunfall«, »Thyphus«, »Marasmus«, »Herzschwäche« und dergleichen. Natürlich waren auch Frauen darunter und deren gestorbene Ungeborene.

Meist sind die Gräber verwahrlost, weil sich nicht einmal die städtischen Friedhofsgärtner um sie gekümmert haben. Die Holzkreuze, oft in orthodoxer Form, morsch und umgestürzt. Die einzige Zierde: Brennesseln.

16.3.2024

Der Hühnerstreit

Als Leiter des städtisches Bestattungsamtes wurde ich einmal mit der Klage eines Anliegers und Grabstättennutzers des Etzenhausener Gottesackers konfrontiert.

Er beschwerte sich heftig darüber, dass die Hühner des Bauern soundso, ebenfalls Anlieger, sein Kindergrab verscharrten und verschmutzten.

Was war zu tun? Der Friedhof liegt auf einer kleinen Anhöhe und ist von einer niedrigen Mauer mit zwei eisernen Türen versehen, die aber die meiste Zeit offenstehen.

Es ist zu bemerken, dass es sich um freilaufende Hühner handelt.

Ich wies den Friedhofswärter an, stets darauf zu achten, dass die Gatter geschlossen sind. Auf schlampige Friedhofsbesucher hatte ich natürlich keinen Einfluss.

Der Beschwerdeführer war ein einflussreicher Geschäftsmann und auch vom Namen her eine sakrosankte Persönlichkeit.

Ich beriet mich mit dem Friedhofsreferenten, der angesehener Stadtrat war, und er tat mir folgende Weisheit kund und zu wissen;

»I kon de Henna von dem Bauern ned obindn!«

Wie die Angelegenheit des Weiteren verlief, entzieht sich meiner Kenntnis, weil ich in das Steueramt versetzt wurde.

26.3.2024

Der Schorsch

Als ich als junger Beamter für die Gewerbesteuersachbearbeitung im Stadtsteueramt verantwortlich war, hatte ich es auch mit dem Kassenboten »Schorsch« zu tun.

Wenn ein Gewerbesteuerpflichtiger mit seinen Zahlungen säumig oder im Rückstand war, dann schickte ich den »Schorsch« zu ihm hin. Meist brachte er dann die geforderte Steuersumme anstandslos zur Stadtkasse.

Ein Steuerpflichtiger war aber ein hartnäckiger Zahlungsverweigerer und obendrein ein gemeiner Hund, der den »Schorsch« mit Prügeln empfing.

Dieser besagte »Hundling« war der Betreiber einer Bierwirtschaft, die aber nichts anderes war als eine Spelunke, in der Gauner und Dirnen verkehrten. Die Polizei war ständiger »Gast«. Dieser Wirt betitelte sie als »Grimonalbolizei«. Mit dieser hatte er es häufig zu tun, da er des Öfteren »kriminalisch« wurde, siehe Körperverletzung des »Schorsch«, der sich häufig seine kaputten Zähne vom »Fotzenspangler« reparieren lassen musste.

26.3.2024

»Arme Leute«

Meine Eltern waren nicht eigentlich arme Leute, wie sie Dostojewskij geschildert hat. Beide stammten aus einfachen landwirtschaftlichen Anwesen, von denen, wenigstens für den Vater, nicht allzu viel zu haben war.

Mein Vater verdiente sich nach Kriegsdienst im Ersten Weltkrieg sein Einkommen als landwirtschaftlicher Arbeiter und später als Heizer in der Dachauer Papierfabrik, sodass er sich nach und nach drei Grundstücke von insgesamt ca. 1800 qm erwerben und ein Zweifamilienhaus bauen konnte.

Meine Mutter erhielt von Zuhause 8000 Goldmark »nausg'macht«, mit denen sie die bestehenden Hausschulden abzahlen konnten.

Zunächst lebten meine Eltern von der Invalidenrente meines Vaters. Als ich aber dann nach Freising kam und, wenn auch geringe, Pensionskosten fällig wurden, reichte die Rente nicht mehr aus. Außerdem musste ich eingekleidet werden und benötigte Schulmaterial sowie Violinnoten für meine Geigerei.

Also verdingte sich mein asthmakranker Vater bei den Etzenhausener Bauern und hielt ihre Wassergräben nahe der »Langen Gasse« instand.

Meine Mutter ging zum Putzen ins Kreiskrankenhaus und zu einem Dachauer Autohändler. Am Nötigsten fehlte es also nicht.

Aber das meine ich nicht. Ich habe die Bildungschancen im Auge, die meinen Eltern nicht zur Verfügung standen wie mir, der ich ein Gymnasium besuchen durfte.

Zwar weilte meine Mutter ein paar Jahre als Kindermädchen bei reichen Ölmagnaten in Holland und schaute sich

wohl manche »Benehmitäten« von ihrer vornehmen Herrschaft ab. Das war aber auch alles. So blieb es bei der Volksschulbildung. Meine Mutter galt als eifrige und nicht auf das Hirn gefallene Schülerin, was sich im Schriftbild und ihrer Vorliebe für geistliche Gedichte bemerkbar machte.

Mein Vater erhielt neben der Volksschule von Pfarrer Taubenberger eine gediegene Ausbildung im Trompeteblasen, sodass er Mitglied der weitum bekannten Dachauer Bauernkapelle werden konnte.

Während der Kriegs- und Nachkriegszeit hungerten meine Eltern genauso wie fast alle vergleichbaren Bevölkerungskreise. Erst viel, viel später in der Wirtschaftswunderzeit ging es ihnen besser.

Ich bedauere es noch heute, dass ich meine Eltern nicht unterstützen konnte, weil ich während meines Studiums nur eine geringe Beihilfe erhielt. Staatliche Zuschüsse gab es damals noch nicht. Als ich fest im Beruf verankert war und ein beachtliches Einkommen erzielte, waren meine Eltern schon tot.

21.4.2024

Mein erster Arzt

Mein erster Arzt war Dr. Hans Welsch, ein Etzenhausener wie mein Vater, der sein Patient war. Mein Vater litt an Bronchialem Asthma, das er sich im Ersten Weltkrieg zugezogen und das sich durch seine Tätigkeit als Heizer in den München-Dachauer Papierfabriken verstärkt hatte. Als Heizer musste er die Schlacke aus den Öfen holen. Zu diesem Zwecke musste er in diese hineinkriechen und atmete die schädlichen Gase ein. Einmal verbrannte er sich den Oberkörper, weil der Ofen noch nicht ausgekühlt war. Wegen seines Asthmas musste er den fast gleichaltrigen Dr. Welsch aufsuchen, und der verordnete ihm Hustensaft, wobei er abwiegelte: »Ja mei, Miche, oid wern ma hoit!«

Also Dr. Welsch, der als unser Hausarzt galt, musste auch ich des Öfteren konsultieren, weil mir mein unruhiges Herz Probleme bereitete. Den Blutdruck messen musste genügen, weil es in Dachau damals noch kein EKG, also Elektrokardiogramm, gab. Gegen schnellen Puls, in der Medizin Tachykardie, verordnete er mir Crataegus-Tropfen, also Weißdorn-Extrakt. Gefürchtet war die Blutabnahme. Die Kanüle bestand aus einer Riesenglasröhre mit einer ellenlangen breiten Nadel vorne dran, ähnlich einer Stricknadel.

Eines Abends, als ich mit der Eisenbahn, S-Bahn gab es seinerzeit noch nicht, nach einer Vorlesung von München nach Dachau fuhr, geriet noch im Abteil mein Herz außer Rand und Band. Ich suchte sofort nach meiner Ankunft in Dachau das Haus von Dr. Welsch an der Schleißheimerstraße auf, traf ihn aber nicht an. Vielmehr öffnete mir seine bildhübsche Tochter und teilte mir die Abwesenheit ihres Vaters mit. Also machte ich mich trotz meiner heftigen Herz-Turbulenzen auf den etwa halbstündigen Nachhause-

weg, zu Fuß natürlich, denn Auto hatte ich noch keines, und ein Taxi zu rufen, war außerhalb meiner Vorstellung. Gott sei Dank war der nächste Tag ein Samstag, also arbeitsfrei, sodass ich nicht in den Dienst im Rathaus musste.

Als ich mich etwas hinlegen wollte, in der Hoffnung, dass sich mein Herz so beruhige, klingelte die Haustürglocke. Ich öffnete das Stiegenhausfenster und sah am Gartentürl zwei Mädchen stehen. Omei, omei, dachte ich, die haben mir gerade noch gefehlt! Die B-Schwestern (ihr Vater war Beamter beim Finanzamt Dachau), die mir ein Arbeitskollege aufgehalst hatte, weil er sie auf einfache Weise loszubringen meinte. Ich aber wollte den beiden absolut nichts, die eine war »kropfert«, die andere »schiaggelte«!

Was tun? Ich rief durch's Fenster hinunter: »Es gäht leider net, i bi kurz vor'm Ster'm!« Dann zogen sie ab.

Später erfuhr ich, dass meine Herzbeschwerden »Vorhofflimmern« waren, und das nicht im Dachauer Krankenhaus, wo es kein EKG gab, sondern im Krankenhaus Nymphenburg. Freilich genügten dann Dr. Welschens Weißdorntropfen nicht mehr.

Die B-Schwestern hatte ich mir auf ewige Zeiten vom Hals geschafft.

6.4.2024

Ein Missgeschick

Von August bis Oktober 1985 lag ich im Krankenhaus Martha-Maria in Solln, wo mich Professor Spelsberg an einer 15 cm langen Darmfistel und an der um sie herum sich gebildet habenden faustgroßen Geschwulst operierte. Ich bekam die sogenannte Astronautennahrung, meist eine dünne Suppe mit Tomatengeschmack, weil ich keinen Stuhlgang haben durfte. In den ausgeräumten Fistelgang, der bis in den rechten Oberschenkel reichte, war ein Draht geschoben, der mit der Wundheilung herauswachsen sollte. Fünf sogenannte Revisionsoperationen folgten. Jedes Mal ein wirkliches »Vergnügen«. Durch die superleichte »Kost«, verspürte ich meinen Magen nicht mehr. Ich hatte zwar keinen Hunger, aber im Magen war eine Leere, sodass ich federleicht zu »schweben« schien. Einmal stellte mir die Schwester eine Terrine mit ein paar Wiener hin. Ich freute mich riesig über die feste Nahrung und wollte grade in ein Würstchen beißen, als die Schwester hinzukam und ausrief: »Um Gottes Willen, nein nein, nicht essen, das gehört nicht Ihnen!« Für mich eine Enttäuschung.

Am Tag meiner Entlassung gab es dann doch einen Teller Schwammerlsuppe mit einem Semmelknödel. Die ließ ich mir natürlich munden. Das hätte ich lieber nicht tun sollen, denn als wir uns in der Fürstenriederstraße stadteinwärts befanden – meine Frau hatte mich mit dem Auto abgeholt – verspürte ich ein Rühren im Darm, das immer dringender und drängender wurde. Anhalten im regen Straßenverkehr und wo eine Wirtschaft finden, in der ich meine Notdurft verrichten konnte?

Also hieß es, den Drang aushalten, so gut es ging. Doch plötzlich die »Explosion«. Ich war erleichtert und sagte zu

meiner Frau: »Is scho passiert!« Na ja, ich musste halt dann bis Dachau auf meiner »wohlriechenden« Ladung sitzen. So endlos lang kam mir noch nie eine Autofahrt vor.

Meine Dachkammer

Als ich noch nicht beweibt war, also ein mehr oder minder beschwerter Junggeselle bis zum 27. Lebensjahr, hauste ich im Elternhaus in einer Dachkammer, von der aus ich einen wunderbaren Blick auf unseren Garten und auf die, einen Fußmarsch entfernte Silhouette von Dachau mit Schloss, Rathaus und St. Jakobskirche hatte. Aber nicht lang, da schob sich das hohe Spitzdach des Baywa-Lagerhauses dazwischen. Entschädigt wurde ich durch unseren Walnussbaum, den mein Vater 1931 gepflanzt hatte, durch seine breit ausladenden, in die Höhe strebenden Wipfel. Als Bub saß ich gern in einer Astgabel und lauschte den Laubblättern, die im Wind wisperten.

Ich schaute oft aus dem Fenster und sah den dickbauchigen schwarzweißen Elstern zu, die zuoberst im Astgewirr ihr Nest bauten, wie sie ihre Feinde, die Krähen, die sie durch heftige Anflüge ärgerten, streitlustig vertrieben. Manchmal ergötzte ich mich an den Turnübungen eines Eichhörnchens.

Meistens aber saß ich halb liegend auf meiner Liege und sann über Gedichte nach, die ich zu schreiben gedachte. Dies fiel mir nicht schwer, da mir die Gedanken nie ausgingen.

Wenn ich Lust dazu bekam, spielte ich Geige, am liebsten Bach.

So war mir nie langweilig, erst recht nicht, als ich eine rassige Schwarzhaarige kennenlernte, die ich, 17-jährig, wie sie war, in meine Dachkammer lockte, um mit ihr »Rosenkranz« zu beten; dies taten wir so eifrig, dass aus dem »Beten«, 1964 unsere Tochter Andrea entstanden ist.

21.3.2024

Mein erster und letzter Nachtklubbesuch

Wir saßen in fröhlicher studentischer Runde in irgendeiner Münchner »Boatzn« und sprachen bei klugscheißerischen philosophischen Gesprächen gehörig dem Alkohol zu. Wir, das waren meine Wenigkeit (ich hatte vor kurzem mein Verwaltungsexamen abgelegt) und besuchte aus freien Stücken weitere Vorlesungen an der Verwaltungs- und Wirtschaftsakademie München, obwohl das für mein Fortkommen nicht mehr notwendig gewesen wäre, eine Neuphilologie-Studentin, die später Redakteurin beim Bayerischen Rundfunk wurde, ihr heimlicher Verehrer, wohl auch ein Student, dem vor heimlicher Verliebtheit ständig Tränen aus den Augen quollen, eine weitere Neuphilologie-Studentin, ihr ebenso mehr oder minder auffälliger Verehrer, ein Germanistik-Student, ehemaliger Domgymnasiast und Mitzögling von mir in Freising aus einer höheren Klasse.

Da fiel es diesem Konsorten ein, wir könnten nach Augsburg fahren und dort einen – ihm wohl bekannten – Nachtklub besuchen. Und wer fuhr die Gesellschaft: Ich natürlich, da ich als einziger ein Auto besaß. Obwohl ich ordentlich berauscht war, setzte ich mich ans Steuer, die ebenfalls Berauschten gemütlich auf dem breiten, durchgängigen Rücksitz.

Im Nachtklub riss ich die Augen auf und wollte die Darbietungen der halbnackten Dämchen natürlich sehen. Doch meine vom Alkohol verquollenen, halbblinden Augen sahen nichts.

Als es den Kameraden zu viel wurde, bliesen sie zum Aufbruch. Vor lauter Rausch war ich nicht mehr in der Lage zu fahren. Da setzte sich mein ebenso berauschter Freisinger Mitzögling ans Steuer und kutschierte uns zurück nach Da-

chau. In der Früh um 6 Uhr kamen wir zu Hause an. Ich weiß noch, dass mich unsere Mieterin, eine ältere Dame und Ehefrau eines pensionierten Regierungsbeamten, die schon auf war, ganz entsetzt angeschaut hat. Dann fiel ich in den wohlverdienten Schlummer, der allerdings nur eine Stunde dauerte, weil um 8 Uhr der Dienst begann. Ich war noch unbeweibt, doch schon stolzer Besitzer eines Ford 12m.

Außer mir hatte nur der Stadtbaumeister, der Stadtkämmerer und der Tiefbauingenieur ein Auto. Mein Vater stieg zu meiner Kammer unterm Dach hinauf und weckte mich, und das jeden Morgen. Damals lebte er noch.

8.4.2024

Meine Lyrik

Die Leidenschaft für Gedichte habe ich wohl von meiner Mutter, die vor allem Priester-Hymnen in ein Heft schrieb.

In meiner Klasse am Dom-Gymnasium befanden sich zwei Mädchen, von denen eins meine Aufmerksamkeit erregte, wohl wegen ihrer zwei Knospen an der Vorderfront.

Da ich gerne Verse las, war es nicht abwegig, mich in Liebesgedichten zu versuchen, die mir als Seminar-Zögling eigentlich verboten waren, und die ich vor den spionierenden Präfekten in meinem Schrank versteckte.

Irgendwann entdeckte ich in der Seminar-Bibliothek die expressionistische Sammlung »Menschheitsdämmerung«, herausgegeben von Kurt Pinthus. Da ging mir auf, dass es außer Liebes-Reimereien auch noch andere Themen gibt, die man in gewählte Rhythmen fassen kann. So wuchs ich allmählich in die ernsthafte Lyrik hinein.

Meine ersten Gedichte veröffentlichten die »Dachauer Nachrichten«, deren Redakteur mich auf den »Viergroschenbogen«, herausgegeben von Peter Coryllis, Dülmen, aufmerksam machte. Einen solchen schmalen Bogen mit Gedichten von mir brachte dann Wolfhart Eilers, Ehemann der Schriftstellerin Angelika Mechtel und Inhaber des »Relief-Verlags« in München, heraus.

Das erste richtige, allerdings noch schmalbrüstige Büchlein, »Träume im Nachtwind«, verlegte dann der Heribert F. Bauer-Verlag, Hobbach/Aschaffenburg.

Es wurde von Kurt Seeberger im Bayerischen Rundfunk wohlwollend besprochen.

Schlag auf Schlag folgten Bücher im Europäischen Verlag, St. Michael/Österreich, und im Bayerlandverlag Steigenberger, Dachau, die mir jede Menge Besprechungen einbrachten

und schließlich den Weg zu Heinz Pionteks »Münchner Edition« im Schneekluth-Verlag München öffneten. Für »Schnee auf der Zunge« erhielt ich die Ehrengabe zur Förderung des Schrifttums. Die Laudatio hielt der Schriftsteller und Literaturkritiker der »Süddeutschen Zeitung«, Albert von Schirnding.

Bei Veranstaltungen des Schneekluth-Verlags lernte ich den Autor und Leiter der Literatur-Abteilung des Bayerischen Rundfunks Rudolf Riedler kennen, der mir Sendungen (Schulfunk) und Radio-Besprechungen einräumte.

Nach seinem plötzlichen Ableben gewann ich in seinem Nachfolger Walter Münz einen eifrigen Förderer und Rezensenten (Lyrik auf Reisen!).

Ein besonderes Kapitel in meinem Schriftsteller-Leben war meine feste Freundschaft mit dem Schriftsteller und Büchner-Preisträger Heinz Piontek, der in seiner »Münchner Edition« meine Lyrikbände »Schnee auf der Zunge«, »Dem Rauch mißtrauen« und dem Haiku-Band »Zerblas ich den Löwenzahn«publizierte, die mir schließlich das Bundesverdienstkreuz am Bande und einen Ehrengastaufenthalt in der Deutschen Akademie Villa Massimo in Rom einbrachten.

Heinz Piontek schrieb einen mehr als 40-seitigen enthusiastischen Essay zu meinem Gedicht-Auswahlband, den der Ehrenwirth-Verlag München 1995 zu meinem 60. Geburtstag herausbrachte. Piontek stellte mich in Beziehung zu Brecht und Britting und bezeichnete mich als bayerischen Lyriker ersten Ranges.

Eines Tages überraschte mich Heinz Piontek mit dem kryptischen Ausspruch: »Ihre Feinde werden auch meine Feinde sein!«. Umgekehrt würde eher ein Schuh draus. Als eher Konservativer wird er sich wohl missliebig gemacht haben.

Bis ich nach Auflösung des Schneekluth-Verlags in der Lyrikedition 2000 (herausgegeben von Heinz Ludwig Arnold), Sparte des Allitera-Verlags, Buch&media GmbH München, eine endgültige Heimat für meine Bücher fand, publizierten folgende Verlage Bücher von mir: Waldkircher Verlag, Waldkirch im Breisgau; Arcos-Verlag, Landshut; Turmschreiber-Verlag, Pfaffenhofen a. d. Ilm.

Dort kamen meine »Bissigen Gschichten«, »Ärmelschoner und Talar« heraus, zu denen der Autor und Publizist Dr. Norbert Göttler ein informatives Nachwort schrieb. Für diese Publikation wurde mir der Bayerische Poetentaler der Turmschreiber verliehen. Die Laudatio hielt mein ehemaliger Freisinger Mit-Zögling Kultusminister Hans Zehetmeier.

Prof. Dr. Ludwig Zehetner schrieb dazu:

»Ärmelschoner und Talar« ist in eine Reihe zu stellen mit Ludwig Thomas »Agricola« und Wilhelm Dietz' »Stegreif«-Erzählungen.

Durch Lesungen und Briefe lernte ich einige Schriftsteller-Persönlichkeiten kennen, die auch meine Bücher besprachen: Walter Helmut Fritz, Karl Krolow, Albert von Schirnding, und natürlich Heinz Piontek. Wir besuchten uns des Öfteren auch gegenseitig, so auch Friedrich Schnack, Kaimer Malkonski und der Passauer Epigrammatiker Rupert Schützbach.

Mit der Regensburger Schriftsteller-Gruppe (Ludwig Biberger, Ernst Hauschka), die mich zu Lesungen einlud, war ich einige Jahre verbandelt.

Ein treuer Rezensent ist Peter Waltner vom Freisinger Dom-Spiegel, der Hauszeitschrift des Humanistischen Dom-Gymnasiums Freising.

In Herrn Alexander Strathern, dem Leiter des Allitera Verlags in München, fand ich einen aufgeschlossenen und treuen Verleger meiner inzwischen über 50 Bücher.

Gleichberechtigt neben meiner Lyrik setzte ich die japanische Gedicht-Form Haiku (5-7-5 Silben in drei Zeilen) mit Zen-Einschlag. In Japan werden meine Haikus in Büchern, Zeitschriften und im Rundfunk veröffentlicht. Mit zahlreichen japanischen Germanistik-Professoren pflege ich einen regen Briefwechsel. Einige waren sogar bei mir zu Besuch, Hachiro Sakanisti, Kenji Takeda. Wir publizierten auch gemeinsame Buchprojekte, »Treibeis«, Shibunshu-Verlag, Tokyo.

Zu meinem 60. Geburtstag 1995 brachte der Kurt Visel Verlag, Memmingen, das repräsentative Haiku-Buch »Zwiegespräch mit einer Aster« heraus, zu dem Godehard Schramm ein umfangreiches Essay schrieb.

Bei all der Lyrik darf meine Prosa nicht ins Hintertreffen geraten.

Zu nennen ist vor allem mein autobiographischer Roman »Der Zögling«, 1991 bei Ehrenwirth verlegt und 2002 beim Allitera Verlag neu aufgelegt. Albert von Schirnding stellte ihn an die Seite von Oskar Maria Graf und Lena Christ.

Zu nennen sind noch die Erzählungen der Erinnerung »Aller Leiden der Freude«, Waldkircher Verlag, mit einem Nachwort von Heinz Puknus, mit dem ich noch heute freundschaftlich verbunden bin.

25.3.2024

Die Kraft

I
Wer empfände nicht
als Geschenk die Nacht
mit der Sterne Licht!

Welche ferne Macht
bringt sie wunderbar
uns zur Tröstung dar

für die Endlichkeit
unserer Lebenszeit,
beid uns zugedacht!

II
Über eine Brücke gehn,
unten tief der grüne Fluß.
Welse in der Strömung stehn
wie auf einer Kraft Beschluß.

Werd auch ich von ihr gelenkt,
Kasperl nur im Puppenspiel?
Nimm sie, was sie mir geschenkt,
Freude wenig, Leid doch viel?

10.4.2024

Anfänge

Im März

Die Märzentage sind wie junge weiße Lämmer. Der Wind schmeckt nach Schnee und blauer Dämmerung. Im Baum klagt die Amsel. Was der Vogel nur hat?
Sei still, denn dem, der fragt, verwischt sich jede Spur!

Nachmittage im März

Nachmittage, die sich endlos dehnen. Liebkosung schmerzt. Die Menschen sehnen sich nach Leiden und nach dem verscherzten Himmel. Nachmittage zergehen im Mund wie ein Selbstgespräch, das einer schweigt. Aus den Schlehen steigt Gottes Traurigkeit wie ein Schwarm von blauen Faltern.

Sommermittag

Die Luft hat sich kühle Sonnenblumenhüte aufgesetzt. Duftende Kamillenblüten, scharf gewetzt hängen die Sensen an der Scheunenwand. Ähren beugen sich der Mahd.

Spätsommer

Die Luft zerplatzt wie die Haut von Quitten unter dem Taubenflug. Irgendwann ist ausgelitten. Ein tröstender Betrüger ist der Tod. Oder bringt er Genesung vom Erdenleid? Voller Hoffnung duftet das Laub.

Abendgarten

Lilienkühle durchzieht den Garten. In den Schatten webt falterblaue schwermütige Luft, eine zerschnittene Frucht, aus der bitter der Abend tropft. In den Quitten klopft das gelbe Herz des Herbstes. Das Laub durchzittert die Ahnung eines sanften Vogeltods.

Oktobernachmittag

In die verlassenen Vogelnester duckt sich der Tag. Noch kreist die Sonne, ein Falke.
Eine stumpfe Säge schneidet Stunde um Stunde aus der Zeit.
An seiner Unendlichkeit leidet der Himmel.

Herbst

Die Stille – ein Gregorianischer Choral. Die Kirchenfenster sind angetan mit der Albe des Abendlichts. Septembertag, schon dem Verfall preisgegeben, zuckt wie ein Schwalbenherz. In den Gräbern ruht Gebein neben Gebein. Auf den Grabsteinen der sanfte Aufprall von Bucheckern. Ist es gut, tot zu sein, um sich nicht erinnern zu müssen?
Der Bauerngarten am Gottesacker duftet bitter nach welkenden Astern und Dahlien. An einem Apfelbaum lehnt eine vergessene Leiter. Wer auf ihr emporsteigt, der steigt aus der Zeit.

Erster Schnee

Pavane fallender Walnußblätter. Das Weiß von Schwänen am Himmel, das ist der erste Schnee. Schwanenfedern sinken herab, Schneeflocken. Ein Walnußblatt treibt in der Luft. Charons Nachen?

Verlassener Pfad

Nesseln, Brombeerranken, Wind. Der Pfad wächst zu. Wie oft gegangen in Gedanken an dich! Meine Schritte sind längst verklungen, aber der Schmerz wird niemals vergehen. Mit leiser Zunge leckt Licht das Katzenhaar.
Plötzlich verebbt der fremde Wind in Baum und Strauch, und auch der Gott schweigt. Seine Seufzer sind verstummt. Der vom Wind erweichte Stein hat sich wieder verhärtet. Der leicht geöffnete Mund ist sanft im Seufzen erstarrt. Das grün erschlaffte Laub schließt dem Gott den schattendunkel klaffenden, steinkühlen und seufzenden Mund. Meine stille Zunge ist ein Blatt am Zweig. Sie hat laut gesungen und will nunmehr nur noch schweigen und am Mund der Gottes, an seinen Lippen ruhn, meine von Sang und Seufzen wunde, vom Wind aus Avalun wunde Zunge.

Nächtlicher Garten

Von den Bäumen tropft die Stille der Sterne. Grillen zirpen, aber du spürst nicht das klopfende Vogelherz im Laub. Eine Frucht bricht vom Zweig. Was zuckst du zusammen? Meine lichte Seele brennt in Dahlienflammen.

Septembermorgen

Am Sommerflieder saugen Falter Duft und Tau; was bin ich in ihren Augen? Ein großer
grauer Schatten? Sie rücken weiter ins Morgenlicht. In ihren Augen zerfließe ich zu Luft.

Wann fielen mir die Flügel ab? Als ich mich am Himmel verbrannte? Bürdete mir der Schöpfer die Schmerzen auf, weil ich ihn zu erkennen glaubte? Weil ich ihm gleich sein wollte, der seine Seele in mich gehaucht hat? So seufze ich, seit ich aus dem Teich aus Urnacht in den Erdentag tauchte.

Im Gras

Mit dem Gras verwächst mein Haar. Mein Ohr ward zur Grillenhöhle, meine Lippe rollt sich zum
Lattichblatt, über das Gras weht ein Windhauch, über mein Lippenblatt. Ein leises Seufzen geht durch die Halme, die ich bin.

Stimmen im Laub

Zur Nacht bin ich betört von Stimmen im Laub, ich höre sie beim Verglimmen des Dochts, bei schweigender Kerze und stürzenden Sternschnuppen. Oh, wie mich Lachen und Scherze, nah und fern, schmerzlich berühren!
Sind es Stimmen des Gestern, Stimmen aus Staub? Sind es Stimmen, brüderlich, schwesterlich, Stimmen aus Laub, die einmal Zungen waren?

Der fremde Wind

In meinen Garten weht ein fremder Wind herein. Da seufzt im Laubicht der steinerne Gott. Leise bewegt sich sein Mund aus weißem Marmor. Zu meinem wunden Atem regt sich das Laub. Mit wehen Zungen seufzt es mit am Strauch. Und meine Zunge ist ein Blatt am Zweig. Sie singt von fernen Gärten, von mondberingten Damen mit weißen Armen und Knien, Gambenklänge wehen aus den Fenstern, Fontänen jubeln empor. Durch den Orangenflor wandeln schöne Damen.

Oktoberabend

Mit Sternen, spitz wie Pfeile, schießt der Abend nach dem Kranichschwarm. Die Abendröte tropft wie Vogelblut warm auf Erlenlaub und Brombeerblätter. Unbeirrt fliegt der Vogelschwarm weiter, den Vollmond spaltend, Kranichkeil. Sternpfeile umsirren ihn weiß. Der Vogelschwarm ist selbst ein Pfeil aus flinken Flügeln, der den Abend sanft verwundet.

Pans Flöte

In jedem Weidenzweig verborgen Pans Flöte. O lautlose Gefangenschaft! Wer hat sie zur Stummheit von Holz und Saft gezwungen? Und wer ersann, daß die Ungestalte dennoch ertöne, so nah am Holz des Gottes Lippen?

Garten im März

Daphne wandelt durch den Garten. Morgendlich glüht ihre Wange. Mit zarten Lippen küßt sie den Seidelbast, daß er rot erblüht. Brünstig schwellen braune Knospen an den Zweigen, da sie ihre weiße Brust streift. Veilchen schlugen ihre blauen Augen auf, Daphnes Augen. Ihr Lächeln lockt aus lauen Lüften einen Zitronenfalter. Ihr Blick zaubert goldene Mirabellen an die Zweige. Morgenwind in Daphnes Haaren, sanfter Harfenton. Weiße Narzissen lugen aus dem Grün, wo er Daphnes Hand zärtlich berührt.

Märzabenddämmerung

Die Zweige, zarteste Wurzeln im Blau der Nacht, saugen den Tau der Sterne. Der Himmel stillt mit Sternen den Stamm. Zutiefst in der Erde müssen Wipfel sich dehnen. Sehnen sie sich nach Laub? Sehnen sie sich danach, daß sich Himmel und Erde vertauschen, und daß die Wurzeln zu Wipfeln sich wandeln?

Torfstecher im Dachauer Moos

Umstakt von Störchen stach mein Vater Torf im Moos. Er sah die Eidechse sich aus dem Schorf der Haut schälen, und wie sie ihre smaragdene Farbe bekam. Er spürte, wie aus dem Gehäut seines Harm die Freude schlüpfte. Da hüpfte sein Herz wie ein Geläut von blauen Glockenblumen. Er teilte sein Brot mit Käfern. Von seinem Trunk trank die Kamille. Sie träufelte die Linderung der Blütenstille in seine Not. Da klopfte leiser das Leid in seinem Herzen und versiegte. Zum Herrenkleid schwoll ihm die Haut, prunkend umschmiegte es seinen Schmerz.

Herkunft

Hat mich ein Gott ins Kraut gelaicht? Entquoll ich dem Wasser als Quappe? Und wie erreichte ich das Land, da ich noch blind durch Teiche tappte? Wer hat mein Lurchherz aufgetaut? War es ein Hauch der Sternenschlehe? Wuchs mir ein Flügel, wo sich die Haut zwischen Zehe und Zehe spannte? Floh ich als Vogel aus dem Ried? Wer löste mir die Zunge zum Schrei? Wer riß mir aus der Lunge das erste Leid?

Wann fielen mir die Flügel ab? Als ich am Himmel mich verbrannte? Wer stieß mich hinab in den Schmerz? Weil mir Erkenntnis ward über meinen Schöpfer? Weil ich sann, ihm gleich zu sein, ihm, der seine Seele in mich gehaucht hat. So seufze ich, der ich aus dem Teich, aus Urnacht in den Tag tauchte.

Vom Schreiben

Ich habe schon des Öfteren versucht, Geschichten zu erfinden. Aber hierzu fehlt mir die Phantasie. Also bleibe ich bei meinen Erinnerungen, die ich gewissenhaft notiere.

Mein autobiographischer Roman »Der Zögling« soll dafür stehen.

Es ist aber nicht so, dass ich mich nicht bemüht habe, meine »Erzählungen der Erinnerung« nicht auch ein bisschen auszuschmücken, so z. B. in »Unter dem Feldkreuz« (»Aller Leidenden Freude«) und »Das Erbhäusl« (»Ärmelschoner und Talar«).

Beim Verfassen von Gedichten kann ich meine Phantasie ungehindert schweifen lassen. Da brauche ich nicht auf den Kuss der Euterpe zu warten. Da kann ich auf meine Inspiration bauen.

Die Jahreszeiten mit ihren vielfältigen Erscheinungen lassen Einfälle fließen, auch Menschliches wie Liebe, Leid und Tod bilden mir Anlässe zu philosophischen Gedanken.

Die Problematik meiner Heimatstadt berührt mich bis ins Innerste und findet Ausdruck immer wieder in Gedichten (»Die Aschenstadt«).

Meine Naturliebe und mein Naturverständnis finden Ausdruck in der Form des japanischen Haiku, wenn es auch diesem, vom ZEN durchdrungenen, nicht das Wasser reichen kann.

28.3.2024

»Der Zögling«

Aufzeichnungen aus meinem Leben

Die ersten Überlegungen, die markantesten Erlebnisse in meinem Leben aufzuzeichnen, kamen mir während einer unerheblichen Erkrankung. Ich langweilte mich, und so kam mir die Idee, etwas über mich zu schreiben. Erlebnisse hatte ich ja deren viele. Manche kann man auch Abenteuer nennen, denn einige Male ging es um Leben und Tod.

Die Schreiberei flutschte, und innerhalb von sechs Wochen war das Manuskript fertig.

Der Aufbau ist einfach: Kindheit in Dachau, Jugend im Erzbischöflichen Knabenseminar in Freising, Studium in München und Berufstätigkeit in Dachau.

Die Nöte eines Seminaristen und Gymnasiasten habe ich ausführlich geschildert, und sie werden sich von denen meiner Mitschüler und Mitzöglinge nicht wesentlich unterscheiden. Bis auf einen Punkt: Dass ich ein leidenschaftlicher Geiger war und meine ersten Gedichte verbrach, während meine »Leidensgenossen« mehr dem Fußballspielen frönten, das ich abgrundtief hasste – auch heute noch!

Auf die Todesbedrohung durch die Sieger 1945 brauche ich nicht näher einzugehen, auch nicht auf den Anblick der KZ-Todesfuhren durch Dachau als Zehnjähriger. Steht alles im »Zögling«. Ausführlich habe ich auch über meine skurrilen bis makabren Erlebnisse während meiner Berufstätigkeit Auskunft gegeben.

Was nicht im »Zögling« steht, findet der Leser in diesem Buch.

21.4.2024

Erwin Strittmatter

Auf Vermittlung des japanischen Germanistik-Professors Hachiro Sakanishi, mit dem mich eine lange Brieffreundschaft und verschiedene japanische und deutsche Buchprojekte verbanden, und der mich einmal mit seinem Besuch bei uns in Dachau beehrte, wurde ich mit dem berühmten DDR-Schriftsteller und mehrfachen Staatspreisträger Erwin Strittmatter bekannt. Wir tauschten brieflich unsere Gedanken und unsere Bücher aus. Er wollte ein Gedicht/Manuskript von mir im Ostberliner-Aufbau-Verlag unterbringen, die Publikation scheiterte aber an meiner politischen Einstellung, die der Verlag von mir verlangte. Ich war den Leuten wohl zu westlich-subversiv.

Strittmatter wohnte mit seiner Frau Eva, einer berühmten DDR-Lyrikerin und Staatspreisträgerin, im eigenen Haus im brandenburgischen Dollgow. Sie sind beide dort begraben.

Cyrus Atabay

Nach einer Dichterlesung wurde ich dem persischen Prinzen (Neffe des Schahs Reza Pahlevi) und deutsch schreibenden Exulanten Cyrus Atabay vorgestellt. Ich lud ihn zu uns nach Dachau ein, und er entpuppte sich als liebenswürdiger Gesprächspartner, besonders meiner Frau Margit gegenüber, der er ein exotisches Aussehen abgewann. Und er lobte ihren Apfelkuchen sehr, den er bald wieder bei uns zu genießen gedenke.

Unser Gespräch führte zu dem Dachauer Rechtsanwalt und Landtagsabgeordneten Dr. Hans Hartl, der im Bayerischen Landtag in Dachauer Bauerntracht Aufsehen erregte. Er hatte mir angeboten, meine Dichtertätigkeit mit monatlich 2000 DM zu finanzieren. Allerdings müsste ich meine Berufstätigkeit als Beamter aufgeben, was mir damals zu gewagt erschien.

Dr. Hartl betrieb in Freising ein Kunsthaus mit Verkauf von Antiquitäten.

Herr Atabay sagte mir, er besäße in London eine wertvolle Teppich-Sammlung, und fragte mich, ob Dr. Hartl an einem Kauf interessiert sein könnte. Ich stellte die Verbindung zwischen ihm und Dr. Hartl her, und so trafen wir uns bei diesem in dessen Kunsthaus. Wir wurden fürstlich bewirtet.

Von den Verhandlungen zwischen Atabay und Dr. Hartl zog ich mich diskret zurück und durchstöberte die Antiquitäten. Ob beide handelseinig wurden, blieb mir verborgen.

Ich nutzte die Gelegenheit, um Atabay den Freisinger Staudengarten zu zeigen. Unvermittelt brach Atabay einen Apfel von einem Zweig ab und reichte ihn mir mit den Worten: »Der soll Ihnen gehören!« Unwillkürlich musste ich an

Eva denken, die Adam die verbotene Frucht der Erkenntnis reichte.

Anschließend bestiegen wir den Domberg, und ich zeigte Atabay das Erzbischöfliche Knabenseminar, in dem ich acht Jahre als Zögling verbracht hatte. Atabay: »Habt ihr da auch onaniert?« Die Frage traf mich unvorbereitet und ich stotterte: »Ja, was glauben Sie, wir waren Zöglinge in einem erzkatholischen Internat, das uns auf die Priesterwürde vorbereiten sollte. Derartiges wäre ja eine Todsünde gewesen!« Damit schien sich Atabay zufrieden zu geben, und ich war weiterer heikler Erklärungen ledig.

Heinz Puknus

Wenn alles gut geht, müsste Heinz Puknus am 10. Mai sein 93. Lebensjahr vollenden. Ich kenne Heinz Puknus schon seit den Siebziger Jahren. Er war seinerzeit Lektor bei Langen-Müller, wo er mein aufs Geratewohl hingesandtes Gedicht-Manuskript wohlwollend behandelte, es aber bei Verleger Fleißner nicht durchsetzen konnte. Er behielt es aber dennoch beim Verlag, weil er, wie er mir schrieb, eventuell Gedichte daraus für eine mögliche Anthologie verwenden könnte. Aber auch daraus wurde nichts, weil Puknus, vermutlich wegen Zwistigkeiten mit Fleißner, aus dem Verlag ausschied. Wir blieben aber in Kontakt, und als sich für mich auf Vermittlung von Frau Prof. Ottilie Thiemann-Stoedtner die Möglichkeit gab, bei der Dachauer Druckerei und Verlagsanstalt »Bayerland« Anton Steigenberger einen Gedichtband (»Stimmen im Laub« von 1979) herauszubringen, verfasste Puknus ein umfangreiches fundiertes Nachwort. Auf diese Weise wurde er mit dem Verlag bekannt und wurde dessen freischaffender Lektor. Puknus schrieb dann auch noch Nachworte für weitere Bücher (»Unser freier Fall. Gedichte«, 1993, »Aller Leidenden Freude. Erzählungen der Erinnerung«, 1993, beide im Waldkirchner Verlag, Waldkirch im Br.).

Puknus wohnte mit seiner Frau in der Kemnatenstraße in München, in der Nähe des Hirschgartens, und wir besuchten uns gegenseitig. Nach dem frühen Tod seiner Frau zog er nach Gotha, »um näher an Berlin zu sein«. Er war geborener Berliner. Wir stehen sporadisch in Kontakt.

14.4.2024

Norbert Göttler

Norbert Göttlers Vita ist umfangreich. Dies jedoch in aller Kürze: 1959 in einen Gutshof bei Dachau hineingeboren, studierte er in München Philosophie, Theologie (Dipl.) und Geschichte. 1988 promovierte er zum Dr. phil. in Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Nach seiner Tätigkeit als Kreisheimatpfleger Dachau und Bezirksheimatpfleger Oberbayern lebt er als freier Schriftsteller in seinem Haus in Walpertshofen/Dachau.

Göttler ist Universalist, wie er sich selbst bezeichnet, denn er ist nicht nur Romancier (»Die Pfuscherin«, »Roter Frühling«) und Lyriker (»herbstwindwischpara«) sondern auch Publizist und Fernsehregisseur. Er setzt sich mit allen Fasern seines Herzens für die Heimatpflege und die Wahrung der Demokratie ein.

Mein Lieblingsbuch ist Göttlers satirischer Roman »Teufelharts Seelenwaage«, in dem er die Hassliebe zwischen dem schrulligen Erfinder Teufelhart und dem mehr dem irdischen verhafteten Priester Nonnenmacher beschreibt.

Ich kenne Norbert Göttler seit den Siebziger Jahren; seitdem lud er mich zu seinem regelmäßig in seinem Hause stattfindenden jour fixe ein, an dem auch Heinz Puknus und Verleger Ehrenwirth teilnahmen. Göttler und ich waren Autoren des Ehrenwirth Verlages und sind es heute beim Allitera Verlag München.

Als Co-Vorsitzender der Münchner Turmschreiber machte er mich mit diesen bekannt. Beide sind wir Inhaber des Bayerischen Poetentalers, der als »Bayerischer Nobelpreis« gilt.

14.4.2024

Ludwig Zehetner

Ein lieber Freund, zumindest Brieffreund, weil wir uns nie persönlich getroffen haben, ist mir Prof. Dr. Ludwig Zehetner geworden!

Er ist ein gebürtiger Freisinger, hat am Dom-Gymnasium das Abitur abgelegt und ist mit den dortigen Verhältnissen vertraut. Oberstudiendirektor August Poellinger nannten die Schüler damals »Rax«, wogegen wir von unserer Klasse ihn »Rex« hießen. Zehetner bot mir in seiner liebenswürdigen, bescheidenen Weise gleich das Du an. Von akademischem Dünkel keine Spur. So nenne ich ihn Ludwig und er nennt mich Michael.

Ludwig hat in der »Literatur in Bayern« eine profunde Rezension über einen Gedichtband von mir geschrieben, über die ich mich sehr gefreut habe, weil viele meiner treuen Rezensenten durch Alter oder Tod ausgefallen sind.

Gogol

Ich bin russophil, wenigstens was Musik und Literatur betrifft, und das schon seit meiner Gymnasialzeit in Freising.

Mit russischer Literatur kam ich zum ersten Mal in Berührung, als ich als Elfjähriger in der Bibliothek des Erzbischöflichen Knabenseminars in Freising schmökerte und eine »Riesenschwarte« entdeckte mit dem Titel »Russisch-Deutsch«. Darin geschilderte Einzelheiten weiß ich nicht mehr, aber die »russische Seele« brannte sich mir unauslöschlich in mein Gedächtnis. Meine Neugierde war geweckt, und ich beschaffte mir nach und nach alle russische Literatur, die ich erreichen konnte. Natürlich zuerst die Herren Tolstoi und Dostojewskij, dessen »Schuld und Sühne« mich in seinen Bann zog: »Alles ist erlaubt«. »Die Brüder Karamasov« machte mir Alois Dempf mit seinem Essay »Die drei Laster« (avaritia, superbia und libido) erst richtig verständlich. Mit »Der Idiot« (Fürst Myschkin) wollte ich mich am liebsten identifizieren.

Selbstverständlich lese ich auch die anderen mit Begeisterung, Puschkin, Lessekow, Gontscharow (»Oblomow«), Turgenjew, Anton Tschechow, Michail Prischwin, Iwan Bunin, Maxim Gorki. Ganz zu schweigen von der russischen Lyrik (Sergej Jessenin)!

Am liebsten aber ist mir Nikolaj Gogol (1809–1852). Thomas Mann schreibt über Gogol: »Seit Gogol ist die russische Literatur komisch – komisch aus Realismus, aus Leid und Mitleid, aus tiefster Menschlichkeit, aus satirischer Verzweiflung, auch aus einfacher Lebensfrische, aber das gogolsche Element fehlt nirgends und in keinem Fall.«

Gogols skurriler und grotesker Schelmenroman »Die toten Seelen« oder »Die Abenteuer Tschitschikows« zogen

mich vom ersten Augenblick in den Bann. Kein russischer Schriftsteller kam vor Gogol auf die Idee, die Seelen längst verstorbener Leibeigener von verarmten Gutsbesitzern einzukaufen, um sich mit der Täuschung, es handle sich um Lebende, Geltung in der Gesellschaft zu verschaffen.

Fast noch lieber sind mir Gogols »Petersburger Novellen« (»Der Newski Prospekt«, »Aufzeichnungen eines Wahnsinnigen«, »Die Nase«, »Der Mantel«).

In seinem neuen Mantel, den sich der arme, verschrobene Subaltern-Beamte Akakij Akakijewitsch Baschmatschkin bis auf die Knochen vom Munde abgespart hat, sieht er einen treuen Lebensgefährten, der ihn über sein Ausgestoßensein von seinen Beamten-Kollegen und über seine Einsamkeit hinwegtröstet: »Wir alle kommen vom Mantel her« – mit diesen Worten soll Fjodor Dostojewskij die nahezu programmatische Bedeutung dieser Novelle für die junge Schriftstellergeneration der Vierziger Jahre, die sogenannte »Naturale Schule«, beschrieben haben (Juri Murasov).

Wir haben einen bayerischen »Gogol«, zumindest nach meiner festen Überzeugung: Ludwig Thoma. Seine bäuerlichen Geschichten (»Agricola«) schlagen in dieselbe satirische Kerbe wie Gogols »Petersburger Novellen«. Lese ich zum Beispiel »Die Fahnenweihe« oder »Die Hochzeit«, kommt mir unweigerlich Gogol in den Sinn. Auch Thomas Satiren »Die Medaille«, »Erster Klasse« haben Gogol-Qualität. Man mag Thoma nachsagen, was man will, für mich ist und bleibt er der bedeutendste bayerische Schriftsteller.

Und daß man seinen Namen aus Schulen und von Straßenschildern verbannen will, mutet wie eine moderne Bilderstürmerei an. »Er werd eahm seine Papenheimer scho kennt ham!«

Thomas Nähe zu Gogol

Ein Beispiel: Gogol, »Der Newskijprospekt«:

Der russische Leutnant Pirogow möchte mit der Frau des deutschen Schlossermeisters Schiller, einer hübschen aber dummen Blondine, anbandeln und verschafft sich unter dem Vorwand, ein Paar Sporen zu bestellen, Zugang zum Hause des abwesenden Schlossermeisters.

Thoma, Altaich:

Rentier Schnase aus Berlin möchte in ähnlicher Weise mit der Hallberger Marie, einer verkrachten Bumms-Diva mit dem Künstlernamen Mizzi Spera, der Tochter des Altaicher Schlossermeisters Hallberger, ein Techtelmechtel anfangen und verschafft sich unter dem Vorwand, eine Eisenspitze für seinen Spazierstock zu bestellen, Zugang zu dem Haus des abwesenden Schlossermeisters.

Welch frappierende Übereinstimmung.

13.4.2024

Der »Freisinger Newskij«

Unvergleichlich, wie Nikolaj Gogol das lebhafte Treiben auf dem Petersburger Newskij-Prospekt geschildert hat, mit zu den verschiedenen Tageszeiten jeweils anderen Genre-Bildern, in der Frühe mit zur Arbeit eilenden Bauern, deren dreckverschmutzte Stiefel das Trottoir verunreinigen; mit verschlafenen Kommis, die ofenwarme Semmeln austragen; um die Mittagszeit würdevolle Backenbärte, die wenig beschäftigten Titularräten oder sonstigen Departments-Beamten angehören; des Nachmittags hoffnungsgeschwellte Fähnriche, deren klirrende Säbel scharfe Kratzspuren hinterlassen.

Nicht zuletzt blutjunge Dämchen in rauchleichten Miniaturhäublein, die Köpfchen den blitzenden Fenstern der Geschäfte wie die Sonnenblume der Sonne zuwendend. Und erst am Abend, wenn ehrwürdige Schnurrbärte flatterhaften Schmetterlingen nachjagen!

Ich denke, es ist nicht zu viel gesagt, wenn ein wenig Glanz des Petersburger Newskij-Prospekts auch auf die Freisinger Hauptstraße fällt, die mitten durch die Stadt verläuft und sich in die obere und untere Hauptstraße teilt.

Von 1946–1954 war ich Dom-Gymnasiast und zugleich Knabenseminarist. Als solcher waren mir natürlich Freiheiten verwehrt, die Freisinger Stadtschülern zustehen. Die Seminaristen in den unteren Klassen waren immer an die Seminarordnung gebunden. Sie kamen kaum in den Genuss, die Hauptstraße begehen zu dürfen, da sie in der Regel in Zweierreihen, von strenge Aufsicht führenden Präfekten geleitert, die Domberggasse in Richtung Isarauen gelenkt wurden, wo ihnen mit Sicherheit keine Anfechtung in Gestalt von weiblichen Geschöpfen geschehen konnte.

Erst die oberen Klassen durften zu dritt die Hauptstraße betreten, mussten sie aber im Geschwindschritt durcheilen. Dann konnte es geschehen, daß man einen Stadtschüler aus der eigenen Klasse zu einem kurzen Gespräch traf, kurz deswegen, weil man stets gewärtigt sein musste, von einem spionierenden Präfekten angetroffen und zur Rede gestellt zu werden. Ich für meine Person machte mich gern unabhängig von meinen beiden Begleitern und richtete meine Schritte gen Weihenstephan, wo ich meine verehrte Schulkameradin, die Zeiler Gertrud, anzutreffen hoffte, aber nur leider eine der runden, rosigen Seiler-Zenglein-Töchter antraf. Manchmal sah ich auch Domkapellmeister Max Eham, der mich immer wieder zum Geige-Spielen in den Dom holte, dem Veits-Hof unterhalb des Weihenstephaner Bergs zustreben, wo er bei den Zeilers seinen wohlverdienten Nachmittagskaffee einnahm. Mit den Zeilers war er wohl deswegen bekannt, weil einige Zeiler-Töchter, in meiner jugendlichen Fantasie vornehme Tschechowsche Damen, ebenfalls im Dom Geige bzw. Bratsche spielten. Weniger angenehm war mir, wenn ich meinem Mathelehrer Kammerlohr in die Hände fiel, bei dem ich wegen meiner Interesselosigkeit seinem Fach gegenüber keine Ehre einlegte, gleichwohl akzeptierte ich ihn als Pultnachbarn, wenn wir im Dom Eham-Messen uraufführten. Ja, den »Freisinger Newskij« beging ich mit Frau und Tochter viele Jahre nach meiner Rückkehr in meine Heimatstadt Dachau. Mit Behagen war doch nach getaner Geigerei im Dom unser stetiges Ziel der »Furtner-Bräu«, in dem wir herzhaft altbayrisch speisten und uns anschließend die köstliche Herrentorte der Konditorei Haller in der oberen Hauptstraße munden ließen. Wie herzerfrischend, wenn wir nach der Messe im Dom die Zeilerin zu einem fröhlichen Ratsch antrafen. Ein Wermutstropfen fiel in meine

Freude, wenn ich die Freisinger-Flaniermeile von ehemaligen Klassenkameraden entblößt fand, weil viele von ihnen andernorts studierten.

Die Dichterlesung

Im Erzbischöflichen Knabenseminar zu Freising habe ich ab Juni 1953 meine ersten Gedichte verfasst und diese Gewohnheit von da an kontinuierlich weiter gepflegt und bis heute beibehalten.

Es blieb nicht aus, daß ich die besten Gedichte als Bücher publizierte, die eifrig besprochen wurden, u. a. von den »Dachauer Nachrichten« und der Dachauer »Neuesten«.

Damit erreichte ich auch im Dachauer Bezirk einen gewissen Bekanntheitsgrad, sodass ich von verschiedenen Seiten zu Lesungen eingeladen wurde. So auch von einem Bekannten. Er stammte aus einem größeren Bauernhof aus dem Dachauer Land und hatte seine bäuerlichen Manieren nicht abgelegt – kurz gesagt, er war ein ungehobelter Kerl, vulgo Rüpel. Dieser also lud mich an einem Sommertag zu einer größeren Gesellschaft, die sich im Garten versammelt hatte, zu einer Dichterlesung ein.

Als ich dort eintraf, empfing er mich mit einem Buschhemd bekleidet, das vorne nicht zugeknöpft war und dichtes Brusthaar hervorquellen ließ.

»Jatz hock de no glei hi«, empfing er mich »de andern san scho beim Essen und hom scho eanere Maßn intus.«

Das konnte man unschwer an den geröteten Gesichtern und an dem besoffenen Geplärr erkennen. Sauber, dachte ich mir, da werde ich mit meinen Gedichten kaum Aufmerksamkeit oder Anklang finden.

Tröstlich war, daß sich unter den Anwesenden auch ein Vertreter der Dachauer Presse befand. Ich konnte also mit einem Bericht in der morgigen Ausgabe rechnen. Allerdings mischte sich in meine Freude ein Wermutstropfen, weil mich dieser besagte Schreiberling als »Heimatdichter« bezeichnet

hatte, was ich als Abwertung meiner ernsten Dichterei empfand. Überdies war ich ja auch schon im weiten Umkreis und durch Rundfunksendungen bekannt, auch in Japan.

Je nun, ich begann die Lesung mit gemischten Gefühlen mit einem Gedicht, das ich Garcia Lorca gewidmet hatte. Das aber fand nun gar keinen Gefallen, und die Gesellschaft setzte ihr Geplauder und Geschmatze und Gerülpse fort.

Mein Gastgeber war etwas pikiert, weil er sich keine Ruhe und ich mir keine Aufmerksamkeit verschaffen konnte. Überdies war der Zeitungsvertreter schon abgezogen.

Mein Gastgeber bat mich ins Haus, setzte sich, mich aber ließ er vor sich stehen. Er reichte mir einen dicken Bleistift und sagte süffisant lächelnd: »Mit dem werst deine Verserln auf längere Zeit schreim kenna«, dann blätterte er in meinem Buch, aus dem ich gelesen hatte und bemerkte spöttisch: »A Könner muaßt erst no wern.«

Am liebsten wäre ich dem Ignoranten über das Maul gefahren. Aber leider verhinderte das meine gute klerikale Freisinger Erziehung. Total unbefriedigt zog ich ab.

Die Faust aufs Auge aber folgte am nächsten Morgen, als ich die Zeitung aufschlug:

»Die Verserl des Heimatdichters Michael Groißmeier kommen einem ziemlich spanisch vor.«

Der Tropf, der windige!

27.3.24

Übernachtungen

Wenn ich auf Lesereise ging, blieb ich meistens im Altbairischen, Oberpfälzer und Allgäuer Raum. Da die Lesungen abends stattfanden, benötigte ich eine Übernachtungsmöglichkeit, da mir die Rückfahrt mit dem Auto zu beschwerlich erschien. Zudem hätte ich mich des Alkoholgenusses als Liebhaber des Weißbiers und des Campari enthalten müssen.

Einmal las ich in Amberg im Rahmen einer Veranstaltung der Regensburger Schriftstellergruppe, der ich damals noch angehörte. Die Unterkunft, in der Nähe des Bahnhofs gelegen, die mir die beiden Leiter Biberger und Hauschka besorgt hatten, war alles andere als seriös, ich möchte sagen, sehr anrüchig im besten Sinne des Wortes. Das äußerst karg möblierte Zimmer war unaufgeräumt! Die Betten, meine Frau war auch von der Partie, ziemlich anrüchig, denn sie stanken nach allem Möglichen, nur nicht nach frisch gewaschen. Die Matratzen waren zerfetzt. Wohl durch lebhaften Gebrauch. Wer weiß, wer sich darin getummelt bzw. vergnügt hat, Durchreisende mit ihren Gespielinnen für eine Nacht, Obdachlose, welche die Stadt als Obdachlosenbehörde untergebracht hat. Uns hat es dermaßen gegraust, sodass wir befürchtet haben, wir könnten uns mit diversen Krankheiten angesteckt und Ungeziefer (»Käferchen«) eingefangen haben.

Eine zweite ähnliche Übernachtung geschah uns in Bad Reichenhall, wohin uns der evangelische Pastor zu einer Lesung im Gemeindehaus eingeladen hatte. Das Zimmer verwahrlost, sichtlich eine Herberge für Tippelbrüder, Wohnsitzlose, Wanderer, die in christlicher Nächstenliebe beherbergt wurden.

In Immenstadt im Allgäu, wohin ich von einer großen Strumpf-Fabrik zu einer Lesung vor den Betriebszugehörigen eingeladen war, war die Unterkunft in einem First-Class-Hotel geradezu fürstlich. Ich fand aber die ganze Nacht keine Ruhe, litt unter Herzbeschwerden, weil ich mir bei dem kostenlosen üppigen Abendmahl den Bauch ordentlich vollgeschlagen hatte. Meine Frau bemutterte mich die ganze schlaflose, von Ängsten erfüllte Nacht, im Zweifel, ob sie nicht die Rettung herbeirufen solle. Endlich wurde es Morgen, und wir packten unsere sieben Sachen. Sobald wir das Gebirge verlassen hatten und die Landschaft ebener wurde, ward mir freier. Putzmunter war ich, als wir in Fürstenfeldbruck ankamen und uns im Cafe Brameshuber an erlesenen Kuchen und Torten delektierten.

Nicht zu einer Lesung waren wir in Stuhlfelden/Tirol, ich nahm mit meiner Freundin Margit an einem Betriebsausflug teil. Gegen das Zimmer, eine gemütliche Bauernschlafkammer, war nichts zu sagen. In den altvaterischen, dickgebauchten, buntkarierten Federbetten versank man bis zur Nasenspitze. Aber das stille Örtchen bedurfte doch einigen Mutes. Denn es befand sich gut zwanzig Meter über einer Schlucht. Durch das »Loch« blickte man in einen Gebirgsbach hinunter, der unsere Hinterlassenschaft hinwegschwemmte. Hoffentlich trank kein durstiger Wanderer irgendwo weit unten aus dieser »reinen« Quelle!

Unproblematisch verlief meine Lesung in Hauzenberg bei Passau, zu der ich vom Bürgermeister auf Vermittlung meines Passauer Freundes, des Epigrammatikers Rupert Schützbach, eingeladen worden war. Ich befand mich in Begleitung meiner Frau Margit und Ruperts.

Vom Bürgermeister bekam ich die Ehrenmedaille der Gemeinde Hauzenberg überreicht. Anschließend besuchten

wir in Hauzenberg den Buchdrucker und Verleger Toni Pongraz, der auch einen Teil des Schützbachschen Werkes verlegt hatte.

Wir übernachteten in einer gutbürgerlichen Gaststätte, in der wir vorher altbayrisch gespeist hatten und waren vollauf zufrieden.

Am nächsten Tag waren wir zu Gast bei Schützbachs in Passau/Hals.

Während der Heimfahrt mit dem Auto hielten wir Rast im Erdinger Moos am Rande eines Bächleins mitten in einer Blumenwiese, in der unzählige schwarzweiße »Schachbrett«-Schmetterlinge hin- und herflatterten. Heute ist diese Idylle durch den Flughafen zerstört.

Bei unserer Ankunft in Dachau musste ich erfahren, daß die Tochter des Kreiskämmerers, ein Arbeitskollege meines Schwagers Ludwig, fünfzigjährig gestorben war. Ich hatte sie als junger Mann, sie war fünfzehn, in die Oper »Aida« nach München ausgeführt. Während der Bahnfahrt und auch späterhin sprach sie kein Wort mit mir, und ich konnte erahnen, daß ich ihr gleichgültig war und nur nach Zuspruch ihrer Eltern in die Oper gefahren war.

9.4.2024

Anrüchige Persönlichkeiten

Auch mit Persönlichkeiten, denen ein Nazi-Geschmäckle anhängt, kam ich, wenn auch nicht unmittelbar, in Berührung.

Bei Ludwig Thoma unterscheide ich zwischen Werk und Person. Es hat Dichter und Komponisten gegeben, die es bis zum Mörder gebracht haben, und doch heute in hohem Ansehen stehen. Auch Karl der Große (Charlemagne), der Sachsenschlächter!

Als ich mit meiner Frau spät nachts nach einer Lesung in Amberg bei heftigen Regenschauern auf einer Oberpfälzer Landstraße mit dem Auto unterwegs war, sah ich eine Frau mit einem Kind am Straßenrand stehen und heftig winken. Ich hielt an, und sie sagte, ihr Auto sei unterwegs stehengeblieben. Sie müsse nach München und wisse nicht, wie.

Wir nahmen sie auf, und im Gespräch stellte sich heraus, daß sie die Enkelin des Blut- und Bodendichters Franz Schauwecker sei. Selbstredend erwähnte sie nichts von der Nazi-Vergangenheit ihres Großvaters. Aber ich machte mir meine Gedanken.

Bei meiner Tätigkeit als Sozialamtsleiter kam ich ins Gespräch mit einer Referendarin, die im Landratsamt praktizierte. Dabei kam heraus, daß sie eine enge Verwandte des Komponisten Arthur Piechler sei, der mir wohlbekannt ist.

Auch diesem haftet eine Affinität zum Nationalsozialismus an. In seinen Werken kann ich nichts davon verspüren.

18.4.2024

Literarisches accubare

Ende der Fünfziger, Anfang der Sechziger Jahre gab es in München eine literarische Vereinigung, die das römische literarische »accubare« pflegte. Geleitet wurde das Unternehmen von dem Schriftsteller Wolf Dieter Schnetz, später irgendwo in Westdeutschland Kulturreferent einer Großstadt, und dem Verleger Wolfshart Eilers, Ehemann der Schriftstellerin Angelika Mechtel. Der Versammlungsort befand sich an der Mai-Straße in der Nähe der Pathologie. An dieser, für mich widerlichen Gebäudlichkeit, musste ich immer vorbeigehen. Die vergitterten Kellerfenster standen zum Entlüften offen. Ein abscheulicher Gestank strömte heraus und beleidigte meine empfindliche Nase.

Die Lesungen verliefen liegend, accubens, das heißt zu Tische liegend. Allerdings brauchten wir keinen Tisch.

An den Veranstaltungen nahm ich gern teil und las meine mit Beifall aufgenommenen Gedichte. Als aber das sogenannte »Happening« Mode wurde und bei unseren an sich seriösen Veranstaltungen ein Klavier zertrümmert und Suppe über die Köpfe der Anwesenden ausgeschüttet wurde, beendete ich meine Teilnahme. Ich wollte mich nicht zum Hans Kasperl machen lassen wie die anderen, die jeden Krampf für hohe Kunst hielten.

9.4.2024

Mein Portrait

1985 schuf der Dachauer Bildhauer Gerd von Stokar ein Portrait von meinem »edlen Haupt« als glasierte Tonplastik. Der Meister kam zu einigen Sitzungen zu mir ins Landratsamt. In meinem Arbeitszimmer konnte er mich ungestört skizzieren. In seiner Werkstatt formte er dann meinen Kopf. Als er starb, erwarb ich für 500 DM den Kopf. Er steht auf einem meiner beiden Schreibtische. Vom Tageslicht, das aus der Balkontüre auf der Westseite meines Arbeitszimmers einfällt, wird er beschienen.

Je nach Tageszeit verändert sich das Portrait. Am Morgen scheinen die Gesichtszüge klar und heiter. Des Nachmittags und gar, wenn es dämmert, vermittelt es einen nachdenklichen, schwermütigen Ausdruck. Ich kann das von meiner Liege aus beobachten. Ich habe die Plastik direkt vor mir im Blick. Es berührt mich schon eigenartig, wenn ich immer meinen eigenen Kopf vor mir habe und ihm in die blinden Augen (ähnlich denen griechischer Plastiken) schauen muss. Zeitweise habe ich den Eindruck einer Totenmaske, und das, obwohl ich bei der Schaffung der Plastik erst fünfzig Jahre alt war, war der Bildhauer ein Visionär?

In meiner Sammlung »Gedichte 1963–1993«, die zu meinem 60. Geburtstag bei Ehrenwirth erschienen ist, ist die Plastik abgebildet. Die Skizze (Federzeichnung) findet sich in meinem Haiku-Band »Unterm Schnee die Zuversicht« (Waldkircher Verlag, 1994).

Lausbubenstreiche

Mir ist schon öfter in den Sinn gekommen, Lausbubenstreiche à la Ludwig Thoma zu schreiben, aber mir fehlt die »Grundlage«, lustige Begebnisse.

Meine Kindheit fiel in die Zeit des Zweiten Weltkriegs, und da gab es keinen Anlass zur Gaudi.

In der Volksschule war bis 1945 Parieren angesagt. Außerdem waren viele Väter an der Front oder gefallen. Da herrschten Ungewissheit zuhause oder Tränen. Die Mütter bangten oder weinten. Die Kinder verhielten sich still, traumatisiert. Ich hatte Glück, daß mein Vater schon zu alt war. Außerdem war er Erster-Weltkrieg-Invalide. Trotzdem sollte er 1945 noch zum Volkssturm, den er hinauszögern konnte, bis die Amerikaner einmarschierten.

Auch das Seminar- und Gymnasialleben in Freising (ab 1946), bot keine Anlässe zu Streichen. Zucht und Ordnung waren oberstes Gebot. Sicherlich boten manche Lehrer Anlass zur Heiterkeit. Aber wir unterdrückten das Lachen, um nicht bestraft zu werden.

1954, als ich wieder nach Dachau zurückkehrte, war ich aus dem »Kindskopfalter« herausgewachsen.

Auf Erinnerungen kann ich also nicht zurückgreifen, und Neues zu ersinnen, fällt mir nicht ein, denn ein Spaßmacher bin ich nie gewesen und bin es auch heute nicht.

14.4.2024

Die Pfarrgemeinderatssitzung

Von 1975 bis zu meiner Pensionierung 1995 war ich Leiter der Sozialhilfeverwaltung des Landkreises Dachau. Als solcher genoss ich offensichtlich eine gewisse soziale Kompetenz, da ich von verschiedenen Altenklubs zu Vorträgen eingeladen wurde.

Der Pfarrgemeinderat von St. Jakob bestellte mich ohne Wahl als sozial erfahrene Person zum Mitglied. Ich konnte nicht gut ablehnen, obwohl ich kein Freund von derartigen Vereinigungen war, weil der Leiter ein hochangesehener Kollege im Landratsamt war, der ein tragendes Amt innehatte und überdies Stadtrat war.

Also biss ich in den sauren Apfel und nahm an einer Sitzung teil, allerdings der ersten und letzten, weil mir die frömmelnden selbstgerechten alten Weiber auf die Nerven gingen.

Das Kraut schüttete mir eine besonders eifrige alte Ratsch'n aus, die nichts anderes im Sinne hatte, als dem Pfarrer (Pfarrgemeinderatsmitglied natus) in den Hintern zu kriechen und die Mitmenschen auszurichten.

Ein diabolisches Vergnügen bereitete ihr, vor versammelter Mannschaft, eher »Weibschaft«, die Mär breitzutreten, daß ein allgemein bekanntes bürgerliches Geschwisterpaar miteinander in das Bett hüpfe. Der Pfarrer wollte abwinken, mit dem Hinweis, daß die beiden geistig eingeschränkt seien, aber die bekannte Betschwester ließ dieses Argument nicht gelten und fürchtete um das Seelenheil der beiden. Dem Pfarrer blieb nichts anderes übrig, als den Schwanz einzuziehen.

Ich ließ mich bei der ehrenwerten Gesellschaft nicht mehr

blicken, was mir bei den Gerechten den Ruf einbrachte, ein lauer Katholik zu sein.

27.3.2024

Die Fahnenträgerin

Ausgerechnet meine Mutter, das kleine schwache Weiberl, hatte man auserkoren, die Fahne des Katholischen Frauenbundes zu tragen, wenn ein Mitglied, oder sollte man schreiben Mitgliedin, um dem in Mode kommenden Gendern Genüge zu tun, zu Grabe getragen wurde. Quer über der rechten Schulter trug sie einen breiten Ledergurt, an dem vorne eine Art Behälter angebracht war. Darin steckte die Fahnenstange. Der Gang vom Leichenhaus zum offenen Grab konnte sich lange hinziehen. Hinter dem psalmodierenden Pfarrer und dem das Weihrauchfass schwingenden Ministranten marschierte gleich an der Spitze des Trauerzuges die Fahnenträgerin. Dann stand sie mit der schweren Fahne so lange am Grab, bis sämtliche Trauerredner und Trauerrednerinnen mit ihren Lobreden »durch« waren. Das konnte sich eine halbe Stunde oder noch länger hinziehen, je nachdem, wie viele gute Eigenschaften und Guttaten der Verstorbenen hochgerühmt werden konnten. Mich wundert es, daß meine Mutter unter der Last nicht zusammengebrochen ist. Aber ihre Glaubensstärke hat ihr wohl die Kraft verliehen, durchzuhalten.

Schnöde fand ich es, als meine Mutter plötzlich eines Herzsekundentods gestorben war, daß sich an ihrem Grab keine Fahnenträgerin blicken ließ, obwohl die katholische Frauengemeinschaft über genügend starke Damen verfügte, wie ich allemal feststellen konnte. Vielleicht wundert sich meine glaubenseifrige Mutter in der Ewigkeit ein bisschen. Aber das kann keiner wissen.

Soziales

1975 wechselte ich von der Stadt Dachau zum Landratsamt Dachau über. Ich übernahm ein umfangreiches Sachgebiet mit zuletzt 36 Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen. In meinen Zuständigkeitsbereich fiel nicht nur das Sozialamt (Hilfe zum Lebensunterhalt, teilstationäre Maßnahmen, Alten- und Pflegeheime, Förderung der Altenklubs), sondern auch das Staatliche Versicherungsamt, Unterhaltssicherung für Wehrpflichtige, Hilfen für Besucher aus den Gebieten jenseits des Eisernen Vorhangs, Unterbringung und Versorgung von Asylbewerbern.

Mir oblag die Aufsicht über die Sachbearbeiter und Sachbearbeiterinnen, ich prüfte und unterschrieb die mir von ihnen vorgelegten Leistungsbescheide an die Hilfesuchenden, bearbeitete eingelegte Rechtsmittel und vertrat das Landratsamt vor dem Verwaltungsgericht. Darüber hinaus hielt ich Vorträge vor Altenklubs im Bereich des Landkreises Dachau. Ich war Vortragender im Sozialhilfeausschuss und im Kreistag und vertrat den Landrat in sozialen Angelegenheiten.

Im Lauf meiner Tätigkeit kam ich natürlich mit vielen Hilfesuchenden in Berührung, vor allem mit solchen, die sich über ungerechte Behandlung durch ihre Sachbearbeiter und Sachbearbeiterinnen beschwerten. Mir oblag es dann, den Streit zu schlichten, nicht ohne daß ich auch meine Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen hörte.

In der Regel waren die Hilfesuchenden angenehme, ruhige Leute, vor allem die alten Leute und geistig Eingeschränkte.

Es gab aber auch unangenehme, fordernde und aggressive Patrone, die partout ihren Willen auch gegen die Vorschriften des Gesetzes durchsetzen wollten.

Am schlimmsten führten sich die Faulen, Arbeitsscheuen auf, denen wir die Hilfen bei fortlaufender Arbeitsverweigerung um 30 Prozent kürzen mussten.

In besonderer Erinnerung ist mir eine »Dame«, die ich Kreszentia Miesl nennen möchte. In ihren Forderungen war sie maßlos, trug aber selbst nichts zur Behebung ihrer Hilfsbedürftigkeit bei. Jeglicher Art von Arbeitsstellen, z. B. leichte Putzarbeiten, verweigerte sie, weil sie zu weit von ihrer Behausung entfernt seien oder weil sie körperlich zu schwach sei – eine »Brent'n« von nahezu 100 Kilo. Außerdem könne sie die Arbeit sowieso nicht »derschnaufen«, was blieb uns anderes übrig, als ihr die Hilfe zu kürzen. Das eingelegte Rechtsmittel wies die Widerspruchsbehörde, die Regierung von Oberbayern, zurück und gab uns Recht. Die Miesl lief zum Bayer. Landtag, zum »Speditionsausschuss« (richtig: Petitionsauschuss), wurde aber an das Verwaltungsgericht verwiesen, dessen Urteil der Miesl Recht gab mit der Begründung, ohne Sozialhilfe würde die Hilfesuchende verhungern! Ein Tiefschlag für jegliches Rechtsempfinden. Ich verlor mein Vertrauen in die Rechtsentscheider.

Der Primat der Politik

In über vierzig Jahren Verwaltungstätigkeit hätte ich das Maul halten eigentlich lernen sollen. Ich vermochte es nicht. Ich verbrannte mir den Mund zur rechten Zeit. Mir stand der Sinn nach Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit. Diese waren in der Verwaltung am wenigsten zu finden.

Von Zeit zu Zeit wurden dem Landratsamt Volljuristen zugeteilt, die hier ihre Referendarzeit abzuleisten hatten. Manche von ihnen waren wirkliche Ignoranten, weil sie keine blasse Ahnung von einer Verwaltungstätigkeit hatten.

Eines Tages wurde eine Sitzung anberaumt, an der ich, ein Regierungsrat und eine meiner Sachbearbeiterinnen teilzunehmen hatten. Eine Pressevertreterin war hierzu extra eingeladen. Es sollte über die bewusste Sachbearbeiterin verhandelt werden, gegen die verschiedene Hilfesuchende Beschwerde geführt hatten, weil sie sich von ihr ungerecht behandelt fühlten. Sie war wegen ihres ruppigen Verhaltens bei den Hilfesuchenden äußerst unbeliebt. Mahnungen meinerseits fruchteten nicht.

Sie verteidigte sich natürlich heftig gegen die Vorwürfe. Ich verhielt mich zunächst zurückhaltend, weil der Volljurist die Diskussion immer mehr an sich zog. Bis mir dann doch der Kragen platzte und ich diesem Besserwisser (Volljurist und auch sonst von mäßigem Verstande – Ludwig Thoma) einige Unliebenswürdigkeiten an den Kopf warf. Der fühlte sich beleidigt und wollte mir ein Dienststrafverfahren anhängen. Noch dazu, weil ich mich vermaß, der Pressevertreterin gegenüber einiges klarzustellen. Der Streit ging bis zum Landrat, der mir versicherte, daß ein Beamter das Maul zu halten habe; denn nur er als vom Volk Gewählter habe das Recht, Auskünfte an die Presse zu geben. Nicht aber ich als

Subalterner. So konnte ich mich zurecht als Maulkorbträger betrachten.

Am Ende eines Haushaltsjahres mussten die Sachgebiete ihren Bedarf an Geldmitteln der Kreiskämmerei melden. Der meine belief sich auf nahezu 40 Millionen. Auf höhere Weisung musste die Kämmerei die Ansätze erheblich zusammenstreichen, um den Kreishaushalt nicht unnötig aufzublähen. Die Folgen waren vorhersehbar. Es stellte sich dann am Ende des nächsten Haushaltsjahres heraus, daß die Mittel hinten und vorne nicht ausreichten. Jetzt war beim »Obersten« großes Jammern und Wehklagen. Auch Vorwürfe, ich habe nicht genug Haushaltsmittel angesetzt, blieben nicht aus, und so musste ich vor dem Sozialhilfeausschuss, dem Kreisausschuss und dem Kreistag Rechenschaft ablegen. Ich hielt nicht hinter dem Berg und verteidigte meinen Standpunkt, weil ich mir keinen »Maulkorb« umhängen lassen wollte.

Der »Oberste« und seine Volksvertreter zogen den Schwanz ein, weil sie genau wussten, wo der Hase im Pfeffer lag. Nur ein siebengescheiter Bäckermeister stellte sein Nichtwissen über mein Fachwissen und wollte mich in die Pfanne hauen. Ich aber als »Maulkorbträger« war nicht maulfaul und bot ihm maulfertig Paroli. Es war bezeichnend, daß ihm seine Kolleginnen und Kollegen, biedere Bürger, nicht zu Hilfe kamen, nicht einmal ihr oberer Volksvertreter.

20.4.2024

Wirtshausbesuche

Früher bin ich gerne mit meiner jungen Familie mit dem Auto durch den Landkreis Dachau gefahren und habe mir die Kirchen angeschaut, soweit sie nicht verschlossen waren. Fast noch lieber sind wir in die Dorfwirtschaften eingekehrt und haben uns die bäuerliche Kost, meist Schweinsbraten mit Kartoffelsalat und grünem Salat, munden lassen. Da konnte es schon vorkommen, daß wir einen Braten beim Kapplerbräu in Altomünster konsumierten und gleich anschließend ein saftiges Schnitzel beim um die Ecke gelegenen Maier-Bräu.

Im Kapplerbräu pflegte sich die Wirtin, Frau Wiedemann, an unseren Tisch zu setzen, und bald war ein lebhaftes Gespräch im Gange. Dabei war auch das Söhnchen der Wiedemanns, der mit der Zunge etwas anstieß, und den wir deshalb »Schneck« nannten. Beim Sprechen quoll seine Zunge aus dem Mund wie die Schnecke aus ihrem Gehäuse.

Spaßhaft bezeichneten wir ihn und unser Töchterlein Andrea als künftiges Brautpaar. Daraus wurde natürlich nichts. Bräu Wiedemann lud uns in seinen komfortablen Bungalow ein und die Wiedemanns waren bei uns zu Gegenbesuch. Später verloren wir uns aus den Augen, weil wir nicht mehr so oft Gaststätten aufsuchten. Meine Frau Margit hatte sich vernünftigerweise für mediterrane Kost entschieden. Die Wiedemanns sind in der Zwischenzeit verstorben. Der »Schneck« hatte eine Arbeitskollegin von mir vom Landratsamt Dachau geheiratet.

Ein Erlebnis in einer Gastwirtschaft im Dachauer Hinterland steht mir noch lebhaft vor Augen. Den Namen verschweigt des Sängers Höflichkeit. Ich fragte den Wirt: »Wos habt's no?« »A paar Dicke hätt i no, Bron hob i koan mehr!«

»Oiso guat, bringa S' uns de Dickn!« »Is recht.« Dann kam er, mich hätte es beinahe aus den Socken gehauen, und zog einen Kranz Dicke aus der Hosentasche (!) und legte ihn vor uns auf den Tisch. »Ja an Teller und a B'steck gibts net?«

»Ja freile«, antwortete der Wirt »für eich werd'sas doa!«

Bierwirtschaften

Das alte Dachau, so wie ich es in Erinnerung habe, strotzte vor gemütlichen Bierwirtschaften, die von Wirten, alten bayerischen Originalen, betrieben wurden. Da sind der Birgmann-Bräu, der Ziegler-Keller, der »Kraisy«, der Unterbräu, der Augsburger Hof, der Mittermayer Hof und das »Zwingereck«. Es fehlen natürlich nicht die Eliten unter den Wirtshäusern, die Hotels Ziegler-Bräu und Hörhammer-Bräu.

Am liebsten war mir der »Kraisy«, in dem wir, mein Freisinger Mitzögling Martin Probst, der spätere Pfarrer von Haimhausen, und der spätere Kulturreferent der Stadt Dachau, Heinrich Rauffer, der ein Herrenbekleidungsgeschäft betrieb, eine gediegene humanistische Bildung im Kloster Schäftlarn erhalten hatte und ob seines phänomenalen Wissens als Privatgelehrter galt, gutbürgerlich brotzeiteten und »diamalen« auch eins über den Durst tranken. Seinerzeit kostete ein Trumm Leberkäs mit Senf, Essiggurke und »Hausbrot«, wie es der Martin nannte, nicht mehr als 3,50 Mark. Eine Halbe Bier mit eingeschlossen. Ein Schöpperl Wein, das der Martin bevorzugte, war schon ab 1,50 Mark zu haben, »Liebfrauenmilch«, Gumpoldskirchner.

Wir saßen auch gern im Ziegler-Bräu und fühlten uns unter den Stammgästen, Bürgermeister Zauner, Komponist Peter Paul Waldenmaier und Hotelbetreiber Albin Huber, Abkömmling eines alten, viel gerühmten Malergeschlechts, ganz als soignierte Herren, die natürlich angeberisch Zigarren pafften.

Manchmal konnte es vorkommen, daß ich angesäuselt war und mir der halbstündige Fußmarsch zu mir nachhause zu langweilig erschien. Also spielte ich meinen Zech-

brüdern den total Berauschten vor, sodass sie mich bis zu meiner Wohnung in Etzenhausen begleiteten. Sie hatten wohl Angst, daß ich unterwegs irgendwo vom Weg abirren könnte. Zuhause angekommen war ich natürlich wieder völlig nüchtern und drehte ihnen eine Nase.

Es kamen aber, sehr selten, auch »Exzesse« vor, indem einer mit dem Kopf voran in einem Schneehaufen steckenblieb oder beim Mode-Geschäft Lerchenberger durchs offene Kellerfenster bieselte.

17.4.2024

Sonnenuhren

Sonnenuhren an Kirchenwänden haben mich schon immer fasziniert. Dieses klanglose Vorrücken des Schattenzeigers. Kein Glockenton stört den stillen Betrachter in seinem Sinnen. Die Sekunden, Minuten verrinnen zur Zeitlosigkeit. Was ist schon eine Menschenstunde, ein Menschenleben. Ein Wechsel von Licht und Schatten, ein unmerkliches Schwinden, Vergehen. Bis zum Stillstand. Löscht ein Menschenleben aus, bleibt das Zeitvergehen an Kirchenwänden sichtbar.

Schreitet die Zeit fort bei Nacht, bei bewölktem Tageshimmel? Wird sie uns angerechnet, abgezogen, gutgeschrieben?

Kein Gang durch den Oberen Markt zu Dachau, ohne daß ich einen Blick auf die Sonnenuhr an der Wand der St.-Jakobs-Kirche werfe. O hätte meine innere Uhr den Zeiger dieser Sonnenuhr! Bliebe er stehen bei Nacht, bei Wolkenschatten, er rückte doch wieder vor, bei der Morgensonne, in der Fülle des Mittagslichts. Ich wäre unsterblich!

20.4.2024

Mein linkes Auge

Mein linkes Auge leidet an einem grauen Star, in der Medizinsprache Katarakt. Das kommt von den ewigen Augenstechereien, die ich schon seit meiner Mannbarkeit erdulden musste.

Das heißt: Mir stachen, seit ich denken und fühlen kann, immer schon hübsche weibliche Wesen in die Augen. Warum leidet dann, Büschgott, nur das linke und nicht auch das rechte? Das weiß mir kein Augenarzt oder Ophtalmologe zu erklären, nicht einmal der Kuckuck. Wenn ich mir demnächst das schwächelnde Auge lasern oder eine neue Linse einsetzen zu lassen gedenke, dann möge es mir nicht so ergehen wie 1650 unserem allzeit verehrten Johann Sebastian, den der englische Okulist John Taylor, ein sogenannter Starstecher, in zwei Augenoperationen verpfuscht hat, sodass Bach daran zu Tode gekommen ist.

Auf der Leit'n

Wie ich noch gut zu Fuß war, habe ich gerne längere Spaziergänge gemacht, allein, weil es sich da ungestört meditieren ließ.

Am liebsten bestieg ich die Leit'n, auf die der Kreuzweg zum KZ-Friedhof und zur italienischen Gedächtnis-Kapelle »regina pacis« führt. Bei meinem Rundgang durch den Friedhof verweilte ich längere Zeit auf einer Sitzbank vor den Kapellenstufen, von wo aus sich ein herrlicher Blick auf Dachau mit seinem Wittelsbacher Schloss, auf das Rathaus und die St. Jakobs-Kirche bot.

Bei Föhn konnte man sogar die fernen Alpen mit der Zugspitze sehen, auch über den Etzenhausener Wald mit der Amper und das Moos hinweg die Umrisse der Landeshauptstadt München mit den beiden Turmhauben des Liebfrauen-Doms.

Ein Feldweg, mit tiefen von Ackergeräten herrührenden Fahrspuren und in der Mitte mit einer Grasnarbe bewachsen, führte westlich der Leit'n bergab zu einem weißbestaubten Sträßchen, das sich, den »Hoch'n Berg« rechts liegen lassend, kurvig zur »Kurzen Gasse« hinzog. Zu beiden Seiten des Weges wogten goldgelbe Kornfelder, aus denen Raden ihr dunkles Blau verströmten und feuerroter Mohn glühte. Große grüne Heuschrecken saßen an den Halmen und Ähren, wetzten ihre Beine und Flügel und hüpften der heischenden Hand davon. Lerchen standen flügelnd in der Luft und tirilierten. Ihre Jubelrufe klingen mir noch heute in den Ohren.

Heute stehen statt der mit dem Leben erfüllten Kornfelder öde Maisfelder da.

Das Sträßchen zur »Kurzen Gasse« war anheimelnd mit Rossbollen übersät, an denen grünschillernder Käfer ihre Arbeit verrichteten. Im Straßenstaub lagen von Wagenrädern und Pferdehufen zerdatschte Käferleichen, die einen scharfen Geruch verströmten.

Die »Kurze Gasse« ist ein mit Haselnussstauden und Rotdornbüschen beiderseits bestandener Hohlweg. Spatzen tschilpen in den Sträuchern und fliegen in Schwärmen auf, wenn sich der Spaziergänger naht. Den Hohlweg überragen hohe Eichen, die ein feierliches Dunkel verbreiten, als befände man sich unter dem Gewölbe eines Doms.

Tritt man aus dem Hohlweg blendet einen das pralle Sonnenlicht. Rechts führt eine Abzweigung zur »Langen Gasse« mit ihrem Sandberg linker Hand, in dem wir Buben Eidechseneier ausgegraben haben.

Links des Weges, der nach Etzenhausen, einem dörflichen Teil der Großen Kreisstadt Dachau, weist, befanden sich früher Kuhweiden. Rechts zog sich ein Wassergraben hin, der heute verfallen ist, und den mein damals noch lebender Vater für die Etzenhausener Bauern ausgegraben hat.

Rechts vom Graben Äcker und ein Feldweg, der nach Steinkirchen mit seinen zwei Höfen und seiner mittelalterlichen Wehrkirche führt.

Am Dorfeingang links zieht sich ein Wassergraben, mit Schlüsselblumen und »Bluatströpferl« zugewachsen, hin. Ein Steinmarterl ragt halb versunken aus dem Sumpf hervor. Es soll an den jüngeren Bruder meines Vaters erinnern, den die »Weißen« von der Leit'n aus erschossen haben (1918), weil sie ihn für einen »Roten« hielten.

Das Sträßchen zieht sich bergabwärts hinunter ins Dorf. Linker Hand »thront« das »Bicha-Anwesen« auf einem »Bichl«, also auf einer kleinen Anhöhe. Es ist etwa drei-

hundert Jahre alt und von zwei mächtigen Kastanien bewacht. Aus diesem Hof stammt mein Vater.

Die Groißmeier sind die ältesten urkundlich nachweisbaren Einsassen Etzenhausens (in frühester Zeit Zezinhusir).

Onkel Martin (†1944) bewirtschaftete das Anwesen. Ich durfte auf einem Pferd, das einem Heuwagen vorgespannt war, »Fürscheefahrn«, also das Pferd Schritt für Schritt vorwärts leiten.

An die Veilchen am Bichl-Ranken erinnere ich mich heute noch. Sie sind inzwischen verschwunden wie alles Schöne.

28.4.2024

In Etzenhausen

> Unter all diesen seltsamen oder wohl gar unheimlichen Dingen hing im Schiff der Kirche das unschuldige Bildnis eines toten Kindes, eines schönen, fünfjährigen Knaben, der, auf einem mit Spitzen besetzten Kissen ruhend, eine weiße Wasserlilie in seiner kleinen Hand hielt. Aus dem zarten Antlitz sprach neben dem Grauen des Todes wie hilfesuchend noch eine letzte holde Spur des Lebens. Ein unwiderstehliches Mitleid befiel mich, wenn ich vor diesem Bilde stand.
>
> *Theodor Storm, Aquis submersus*

Etzenhausen (Zezinhusir), das in Maleraugen ehemals schönste Dorf weit und breit, ist nach dem ersten Ansiedler Ezzo benannt und dürfte noch älter sein als das 805 urkundlich erwähnte Dachau. Die dem heiligen Laurentius geweihte Kirche erscheint in einer Matrikel von 1315 als Filiale der Pfarrei Dachau; sie wird aber wesentlich früher erbaut worden sein, da zumindest der Turm und der gotische Chorbau ins ausgehende Mittelalter weisen.

Das einer Wehrkirche gleichende Gotteshaus steht trutzig auf einem künstlich aufgeschütteten und von einer Steinmauer zusammengehaltenen Hügel, um den ein breit hingelagerter Höhenzug des hinter Dachau beginnenden tertiären Hügellandes erhöht worden ist. Ein uralter Gottesacker, in dem seit Jahrhunderten meine Vorfahren väterlicherseits ruhen, schmiegt sich um das winzige Kirchlein mit dem wuchtigen niedrigen Turm, der eher einer gen Himmel geballten Faust ähnelt denn einem zu Stein gewordenen

Schwurfinger wie der hohe, schlanke Kirchturm von St. Jakob zu Dachau: So wahr ein Gott sei, gebe es auch eine Auferstehung. Die mit Efeu überwucherte Kirchhofsmauer sieht aus wie ein straff um das Erdreich gespannter Gürtel – um die Gräber vor dem Aufbrechen und die in ihnen ruhenden Toten vor dem Auffahren bei der verheißenen Auferstehung zu hindern?

Meine Ahnen hatten es nicht weit herüber zum Friedhof von ihrem Anwesen an der Bergstraße, ein paar Schritte nur, und wenn sie tot waren, ein paar Umdrehungen der Wagenräder.

Da ruhen in Frieden und harren ihrer fröhlichen Urständ:
Johannes Gruismair,
operarius (Tagwerker) in Etzenhausen, gestorben am 3.1.1717 im Alter von ungefähr 100 Jahren (»prope centenarius obiit«, wie es im Sterbebuch von St. Jakob zu Dachau heißt.), verheiratet in zweiter Ehe am 6.6.1678 in Etzenhausen mit Ursula Winklmayrin, Tochter des verstorbenen Caspar Winklmayr, Tagwerker in Vierkirchen, und dessen Ehefrau Margaretha;
dessen Sohn Casparus Groißmair,
rusticellus (Söldner), geboren am 24.12.1679, in zweiter Ehe verheiratet mit Barbara Palsin, Bauerntochter;
dessen Sohn Johannes Groißmair,
rusticellus, partiarius (Gütler), geboren am 10.5.1720, in zweiter Ehe verheiratet mit Maria Krimmerin, Bauerntochter;
dessen Sohn Bartholomäus Groißmaier;
Gütler, geboren am 6.8.1778, verheiratet mit der Witwe Maria Demel, geborene Edelbacher, Tagwerkerstochter;
dessen Sohn Bartholomäus Groismaier,

Gütler, geboren am 24.12.1804, verheiratet mit Maria Häring, Kramerstochter;
dessen Sohn Martin Groißmaier,
geboren am 3.2.1831, verheiratet mit Katharina Widmann, Schmiedtochter.
Dessen Sohn, Michael Groißmeier, mein Vater, geboren am 20.9.1889, gestorben am 23.6.1963, in zweiter Ehe verheiratet mit Magdalena Pscherer, Ökonomenstochter aus Augustenfeld, liegt allerdings nicht in Etzenhausen begraben, sondern im Alten Friedhof zu Dachau, wo er ein Grabnutzungsrecht erworben hat, als ihm seine erste Frau, Kreszenz Gasteiger, Bauerntochter aus Goppertshofen,zweiundvierzigjährig 1931 gestorben war.

Das vielhundertjährige Groißmeier-Grab in Etzenhausen, nach dem Hausnamen der Groißmeier, Pichler oder Bichler, »Biacha-Grab« genannt, gehört den Nachkommen des Bruders meines Vaters, Martin, geboren am 1.6.1872, der Hoferbe geworden war. Lange Zeit steckte in der Graberde vor dem Gedenkstein ein aus Birkenästen gefügtes Kreuz mit dem Eisernen Kreuz darauf. Es erinnerte an Martins Sohn Benno, der siebenundzwanzigjährig am 4.3.1942 im Hauptverbandsplatz in Klimow-Sadow an den Folgen einer in den Kämpfen bei Kolotkino, 25 Kilometer nordwestlich von Juchnow, am 3.3.1942 erlittenen Verwundung gestorben ist. Das Birkenkreuz ist inzwischen zerfallen und fortgeschafft, und der Name des Gefallenen wurde in den Grabstein gemeißelt. Aber auch auf dem Stein arbeitet die Verwitterung emsig daran, den Namen auszulöschen und ihn dem Gedächtnis der Nachfahren zu entziehen, ebenso wie den Namen des Bruders meines Vaters, Joseph, geboren am 17.5.1884, dessen tragisches Ende kaum jemandem mehr in Erinnerung ist.

Joseph starb am 30.4.1919 auf der Viehweide hinter dem alten »Biacha-Anwesen«, als in den Revolutionswirren nach dem Ersten Weltkrieg die »Weißen« gegen die »Roten« vorrückten, die Dachau besetzt hielten. Auf der unterhalb Etzenhausens vorbeiführenden Eisenbahnlinie München-Ingolstadt stand in der Nähe der »Leit'n«, auf der sich heute ein KZ-Friedhof befindet, ein Panzerzug der »Weißen«. Zu diesem wollte Joseph hinuntergehen, um ihn sich anzuschauen. Die »Weißen«, die auf der Leiten in Stellung lagen, hielten ihn für einen »Roten« und schossen auf ihn. Er war sofort tot. Im Sterbebuch von St. Jakob zu Dachau ist vermerkt: »Groißmeier Josef, 35 Jahre, irrtümlich erschossen von den Regierungstruppen, zweifacher Kopfschuß und Fußschuß, sine sacramentis (ohne Sterbesakramente).« Mein Vater hat oft erzählt, wie seine Mutter hinuntergelaufen ist auf die Weide, den toten Sohn in die Arme genommen und immer wieder gejammert hat: »Iatz ham's ma mein'Buam daschoss'n!«

Auch an Josephs Tod erinnerte noch lange, ich sah es selber als Kind, ein Marterl aus Stein, bis es eines Tages von einer Heufuhre umgefahren wurde und in einen Wassergraben stürzte. Dort versank es im Schlamm, wo es von Sumpfdotterblumen zugewuchert wurde.

Auf einen anderen tragischen Unglücksfall wurde ich aufmerksam, als ich im Sterbebuch von St. Jakob nach meinen Vorfahren zu forschen begann. Nach dem Tod meiner Eltern hatte mich ein unwiderstehlicher Drang erfasst, meiner Herkunft nachzuspüren.

Der am 10.5.1720 geborene Johannes musste beim Kinderzeugen sehr eifrig gewesen sein. Er brachte es, allerdings mit zwei Ehefrauen, auf 16 Kinder.

Maria, geboren am 26.3.1755, gestorben;
Maria, geboren am 8.3.1756, gestorben;
Catarina, geboren am 10.2.1757, gestorben;
Andreas;
Franz Xaverius;
Georgius;
Johannes Nepomuk;
Anna;
Laurentius;
Bartholomeus;
Martinus;
Eva;
Johannes Baptist;
Catarina, geboren am 24.11.1786.

Noch mehr macht des Johannes Hartnäckigkeit Staunen, unbedingt eine Maria in der Schar seiner Kinder verzeichnen zu wollen. Nachdem ihm 1755 und 1756 eine Maria gestorben war, versuchte er es 1769 wieder. Aber Johannes hatte kein Glück mit den Marias. Als ihm auch die letztere starb, gab er es auf. Das Sterbebuch von St. Jakob vermerkt: »16a Julii 1771 aquis suffocata interiit, ac 22. Julius inventa et sepulta est in cemeterio Maria Gruismayrin de Etzenhausen.« Das heißt: Am 16. Juli 1771 ist ins Wasser gefallen und ertrunken, am 22. Juli gefunden und begraben worden im Friedhof Maria Gruismayrin von Etzenhausen.

Wenn ich das um 1908 von Georg Flad gemalte hochsommerliche Stimmungsbild aus dem alten Etzenhausen betrachte, kann ich mir gut vorstellen, wie ein nicht ganz zweijähriges Kind in der einsetzenden Erntezeit ertrinken konnte. Etzenhausen wird vom Webelsbach durchflossen, der nach einem Wabilo, dem Gründer Weblings, eines eine

knappe halbe Gehstunde westlich vom Etzenhausen gelegenen Weilers, benannt ist.

Der Bach schlängelte sich kreuz und quer durch das Dorf und verbreiterte sich in dessen Mitte zu einer Pferdeschwemme, die der Maler und Sohn Etzenhausens, Anton Burgmaier, 25.10.1902–18.6.1979, in unvergleichlicher Weise dargestellt hat.

Auf Georg Flads Bild wachsen Büschel von Schilf aus dem Bächlein, dessen Ufer von satten Blumenwiesen eingesäumt sind. Der schmale Wasserlauf scheint im nächsten Augenblick zuzuwachsen, und auch das Dotterblumengelb täuscht einen Wiesenboden vor, unter dem sich in Wirklichkeit ein gefährlicher Sumpf verbirgt. Ein Dorfbub mit grünem Hütlein hält seine Angel in ein Sumpfloch, und man befürchtet, er versinke, wage er noch einen Schritt vorwärts.

Mein Vater erzählte oft, daß der um den Webelsbach herum gelegene Teil Etzenhausens auf Sumpf gebaut sei. Einmal sei, als er noch ein Kind war, ein Schimmelfohlen, ein Heiß also, in den Sumpf gefallen und versunken. Unser 1931 gebautes Haus steht auf einem alten Webelsbachlauf, der bei der Bachregulierung in den Zwanziger Jahren zugeschüttet worden ist. Bis zur heutigen Zeit lässt sich ein Hauseck nicht trockenlegen. In eines der Sumpflöcher im Verlauf des Webelsbaches muss die Maria gefallen und darin versunken sein. Der Sumpf hat sie eine Woche lang festgehalten, bis sie geborgen und begraben werden konnte. Da man sie noch am Tag des Auffindens bestattet hat, wird sie keinen so großen Leichenzug gehabt haben, wie ihn Leopold Graf von Kalckreuth 1883 in Etzenhausen gemalt hat: Ein Rappe und ein Brauner ziehen einen Wagen mit schmaler, langgestreckter Ladefläche, wie ihn die Bauern zum Mistfahren verwenden. Jetzt allerdings fehlen die Seitenbretter, und er ähnelt mit

dem Sarg darauf, über den eine schwarze, mit einem weißen Kreuz bestickte Decke geworfen ist, einer Lafette. Die riesigen, hinten höheren Räder, lassen in dem vom Regen aufgeweichten Straßenkot eine von Wasserpfützen durchflossene Furchenbahn zurück. Von den Speichen tropft lehmgelbes Wasser. Den Rappen lenkt ein neben ihm her hinkender barköpfiger Bauer. Dem Gespann voraus schreitet der Pfarrer unter einem weit ausladenden schwarzen Regenschirm, in einem schwarzen, rotumrandeten Gebetbuch lesend. Er trägt den nämlichen schwarzen Chorrock mit weißem Überwurf wie die drei etwa zehnjährigen kurzgeschorenen Ministranten, von denen der vorderste eine schwarze Fahne mit weißem Kreuz schwenkt. Dem Pferdegespann folgt die zahlreiche Trauergemeinde, zuerst die barhäuptigen Männer unter schwarzen Regenschirmen, die ausgebreiteten riesigen Fledermausflügeln gleichen; dann die Frauen, deren Gesichter grau im Regen verschwimmen. Vor einem Bauernhaus, hinter einem eingefallenen Zaun, harrt in gebeugter Haltung ein Bauernpaar aus, er den Hut in der Hand, sie mit einem eng um den Kopf gebundenen schwarzen Tuch, dessen seitlich abstehende Flügel an eine sich zum Flug anschickende Krähe erinnern.

Man wird den kleinen Leichnam, der schon in Verwesung übergegangen war, nicht mehr im Hausflöz aufgebahrt, sondern gleich vom Ort des Auffindens weg in das Etzenhausener Kirchlein verbracht und die geringe Spanne Zeit bis zum Ausheben einer kurzen, schmalen, nicht allzu tiefen Grube im »Biacha Grab« mit dem Beten des Schmerzhaften Rosenkranzes zugebracht haben. Und vielleicht hat der vor Schmerz versteinerte Vater seinem Kind, ehvor es in das Gräblein gesenkt wurde, mit zitternden Fingern über die rotblassen, von Blutegeln ausgesogenen Lippen gestreichelt, und die Mutter hat ihm ein eilig unter Tränen gepflücktes

Sträußlein Vergissmeinnicht auf die vom Wasser gewölbte Brust gelegt, und unter den halb geschlossenen Augenlidern der kleinen Leiche hervor hat es wie ein Widerschein von nassen, blauen Vergissmeinnichtsternen geschimmert. In unserer kargen Gegend wird es auch dazumalen keine weißen Wasserlilien gegeben haben, deren einer der Maler Johannes in Theodor Storms Novelle »Aquis submersus« seinem ertrunkenen fünfjährigen Knaben als letztes Angebinde in das kleine, bleiche Händchen gemalt hat.

»Aquis submersus« – 1666: ein stiller schöner Knabe im Wassergraben einer Priesterkoppel hinter Husum; »aquis suffocata interiit« – 1771: ein rotbackiges, dralles Bauerndirndl in einem Sumpfloch in Etzenhausen – beide Male war es Wasser, das ein zartes Kinderleben vom irdischen an das jenseitige Ufer hinübergetragen hat, auf leisen, leichten Wellen – die sanfteste Weise zu tragen, zu wiegen, sanfter, als es Mutterarme jemals vermöchten.

Der von den »Weißen« erschossene Joseph – bei einem Wassergraben hinter Etzenhausen kam er zu Fall, mitten hinein in das Sumpfdotterblumengelb, in das Vergissmeinnichtblau, mitten hinein in den Himmel, der im Wasser sich spiegelte, und das Wasser kühlte ihm mitleidvoll die zweifache Kopfwunde, verschloss ihm den Mund, ehvor er einen Schmerzenslaut, seinen Todesschrei ausstoßen konnte.

Der in Russland gefallene Benno – vielleicht traf ihn die Kugel am Ufer eines Flüsschens, vielleicht eines wie der Pestschanka, die durch einen Birkenhain fließt und, wie Anton Tschechow geschrieben hat, immerzu das Flussbett wechselt und dies so lange tun wird, bis sie gänzlich ausgetrocknet ist.

Trocknet sie eines Tages wirklich aus, die Pestschanka, verstummt auch die Sprache des Wassers, die Benno ver-

nommen haben wird, als er zu Tode verwundet lag, nicht als fremde, sondern als heimatliche, vertraute Sprache, ihm Trost zuzusprechend beim Sterben.

Sterben im Wasser, im Wasser eines Flüsschens, gleich ob in der Amper, ob in der Pestschanka, ist es nicht wie den Dichtertod sterben: ertrinken – wie Georg Heym in der Havel, wie Georg von der Vring in der Isar, dürstend nach der Sprache des Wassers! Sie ist die einzige Sprache, die den Durst stillt, auf ewig stillt, sodass kein Mund mehr fragt, kein Mund mehr klagt. Die Sprache des Wassers, die sprachlos macht, die still und stumm macht, wie der Fisch, der in ihr lebt, der in ihr stirbt, ohne Todeslaut. »Wärs anders, fänden die Dörfer an den Flüssen keinen Schlaf!« (Georg Britting). Welcher Tod ist poetischer als der Tod im Wasser!

Immer schon grüble ich nach, woran ich einmal sterben könnte. Meine Mutter ist mit 68 Jahren am 9.6.1967 durch den Sekundenherztod gestorben, ihr Vater über Nacht mit 61 Jahren an Herzschlag. Der Großvater mütterlicherseits, Jakob Pscherer, geboren am 11.6.1835, ist am 25.2.1888 zweiundfünfzigjährig gestorben, dessen Vater Jakob, geboren am 3.4.1804, am 7.7.1849 fünfundvierzigjährig, wohl ebenfalls durch Herzschlag. »Oid konnst wer'n«, sagt meine Schwester, »wennst der Nachtmann-Linie nachgratst.« Meine Großmutter mütterlicherseits war eine Nachtmann. Die Nachtmanns waren ein langlebiges Geschlecht und stammten wie die Pscherers aus der Oberpfalz.

Meine Vorfahren väterlicherseits starben, und das ist im Sterbebuch von St. Jakob vermerkt, ganz prosaisch: am Brand, an der Auszehrung, an den Blattern, infolge Bluterbrechens und am Schlagfluss, die Frauen infolge schwerer Geburt, die Kinder an der Freis, und alle starben sie ohne Arzt.

Ich sehe sie vor mir, die Taglöhnerinnen, Gütlerinnen, denen die Kinder wegsterben wie die Fliegen, während der Geburt, in der Wiege und noch in den ersten Lebensjahren, ohne ärztlichen Beistand, und sie nehmen es hin in dumpfer Ergebenheit. Oder sie sterben selbst, vom Kindbettfieber hinweggerafft, während ihre Männer sich ins Zeug legen, sich um das tägliche Brot und ihre Angehörigen abrackern. Es ist noch nicht lange her, seit sie aus der Abhängigkeit gegenüber ihrem Grundherrn entlassen worden sind. Botmäßigkeit sitzt ihnen noch in Fleisch und Blut, und sie vererben sie weiter von Jahrhundert zu Jahrhundert, meinem Großvater, meinem Vater. Und auch mir wurde eine gehörige Portion Unterwürfigkeit als Erbe zuteil, mit dem falsche Erziehung in Schule und kirchlichem Internat wuchern konnten und das in meinem besonderen Treueverhältnis zum Dienstherrn kulminierte.

Die Etzenhausener Groißmeier waren »einschichtig zur Hofmark Deutenhofen« gehörige Untertanen (Söldner). In den landgerichtlichen Dachauer Briefprotokollen findet sich folgender Zufallsfund über Groißmayr:

»Br. Pr. Fasz. 1146, Nr. 90, Bl. 44: 22.6.1711 Ankunftsbrief. Hans Groißmayr, einschichtiger Untertan des Barons Mändl zu Etzenhausen, z. Zt. aufm Austrag, bekennt, seinem Sohn Caspar Groißmayr die Baron Mändlsche Sölde zu Etzenhausen übergeben zu haben, und drei Juchert Acker mit einem Viertl Vorfleckl im Steinkirchner Feld, mit der Grundherrschaft zum Steinkirchner Gotteshaus gehörig; Grenzbeschreibung: Osten an Georg Blank von Steinkirchen grenzend, Westen: an Augustin Reischl von Steinkirchen, Süden: an Georg Wexlberger in Etzenhausen, Norden: an Georg Plank und Augustin Reischl; ferner ½ Juchert Acker im Etzenhauser Feld, mit der Grundherrschaft auch zum Gotteshaus Steinkirchen gehörig: Grenz-

beschreibung: Osten: an Georg Wechselberger von Etzenhausen, Westen: an die Sandgasse, Süden: an den Ehlerweg. Norden: an Simon Deibl von Etzenhausen; dann das mit der Grundherrschaft zum Pfarrhof Mitterndorf gehörige Widenackerl und zwar 1 Juchert im Steinkirchner Feld, Osten: an Georg Plank von Steinkirchen, Westen: an die Leuflshöcken, Süden: an Augustin Reischl von Steinkirchen, Norden: an Ignaz Reischl, Bierbräu in Dachau, und ½ Juchert im Prittlbacher Feld. Gesamtübergabepreis 230 fl.«

Im Dachauer »Amperboten« vom 28 Juni 1879 steht folgender »Bekanntmachung:

Der Unterfertigte versteigert am Montag, dem 30. Juni ds. Js., vormittags 11 Uhr, das auf dem Plan, Nummern 946 ½, 947, 1039, 1042 ¼, 1043 ¼, in der Steuergemeinde Röhrmoos und auf Plan Nr. 346 in der Gemeinde Unterweilbach stehende, dem Josef Groismaier, Gütler von Arzbach, gehörige Getreide auf der Wurzel.

Zusammenkunft im Wirtshaus zu Arzbach.

Dachau, den 23. Juni 1879

Eberl, k. Gerichtsvollzieher«

Bitterarm muss er wohl gewesen sein, mein Vorfahr, wenn man ihm das noch stehende Getreide vom Feld weg versteigert hat; vielleicht fürchtete man, daß die Gläubiger wieder nicht auf ihre Kosten kämen, wenn er es selber geschnitten hätte. Die Arbeit eines ganzen Jahres war damit zunichte, und wovon sollte der Gütler nun leben?

Diesem meinem Vorfahren ging es nicht besser als den seinen, die sich schinden mussten um ihr tägliches Brot, Jahr um Jahr, und doch auf keinen grünen Zweig kamen, weil ihnen der Grundherr mit Abgabeforderungen im Nacken saß. Es blieb ihnen kaum etwas zum Beißen. Sie spannten sich selber vor den Holzpflug, legten sich in die Riemen, in

Lumpen und barfuß, die einzige Kuh im Stall schonend, deren Milch sie den Kälbern zum Trinken gaben. Kinder hatten sie zur Genüge; die waren nur Esser, deren Hunger nicht zu stillen war. Milch wäre zu schade für sie gewesen. Wasser musste es auch tun. Zur Winterabenddämmerung saßen die Söldner in ihren verrauchten und verrußten Hütten um das Herdfeuer herum, hungrig, müde, ohne Lust und Kraft, zu reden. Stumm starrten sie in die erstickenden Flammen. Hühner hockten auf einem Sitzbalken, über dem zerlumpte Wäsche hing und trocknete, Schweine wühlten sich grunzend in den aus Lehm gestampften Boden. Draußen vor dem Gehöft heulten die Wölfe vor Hunger, und schon fiel ein Rudel in das Vorgärtlein ein, lechzend nach Beute …

Submersus in Etzenhausen – versunken in Etzenhausen, ja, das bin ich, fürwahr, ist es doch der Ort meines Lebens, meines Hoffens, meines Leidens, meines Abgeschiedenseins und, so Gott will, auch dereinst meines Sterbens, ob in aquis, in Wasserfluten, wer weiß! Nicht ohne Grund zieht es mich mächtig zum Wasser, an den Webelsbach, der gleich hinter unserem Garten dahinfließt, an die in wenigen Minuten erreichbare Amper, an die Überbleibsel ihrer noch immer geheimnisvollen Altwassertümpel. Aus einem jeden blickt mir das Gesicht der 1771 ertrunkenen Maria entgegen und will mich zu der Sprachlosigkeit verlocken, welche vollkommen nur Wasser zu schenken vermag. Aquis submersus – in Etzenhausen bin ich dem nah.

Die Pscherer

Die Pscherer, meine Vorfahren mütterlicherseits, waren um 1802, dem Ruf des bayerischen Kurfürsten folgend, von Grafenwöhr in der Oberpfalz in das Dachauer Moos übergesiedelt, um es mit anderen Umsiedlern urbar zu machen.

Die Pscherer sind die Mitbegründer der Moossiedlungen Karlsfeld, Augustenfeld, Ludwigsfeld und Feldmoching.

Während Jakob Pscherer am 3.4.1804 als Kolonistensohn in Karlsfeld geboren wurde, ist dessen Vater, Johannes Casparus Pscherer, noch in Grafenwöhr geboren. Am 28.8.1769 wurde er dort getauft.

Dessen Vater, Georgius Andreas Pscherer, getauft am 24.11.1710, war coriarius (Gerber) in Grafenwöhr. Dessen Vater, Johannes Pscherer, getauft am 3.2.1682, war civis (Bürger) und Gerber in Grafenwöhr.

Die Tauf- und Sterbedaten der Vorgänger Johannes und Sebastian Pscherer, die Lederer und Bürger in Grafenwöhr waren, liegen im Dunkeln.

Der Stadtchronik von Grafenwöhr entnehme ich folgende Episoden aus dem Leben einiger meiner Vorfahren:

Zu den rechtlichen Befugnissen des Rates der Stadt Grafenwöhr gehörte es auch, Grenzstreitigkeiten bei Grundstücken durch seine »Rainungsherren« zu schlichten. Diese begingen alljährlich die Ortsflur und wachten besonders darüber, daß vom Gemeindegrund nichts weggenommen wurde.

In einem Rainungsprotokoll von 1693 heißt es unter anderem:

»Bey Hanns Pscherer dem Eltern befundten sein ackherl beym Koller beim obernthor 7 Schuech nmach der Zwerch neben den plankhen Zaun und 2 Schuech nach der lenge

unden an Pfleggarten zusammen 9 Schuech Zuviel geackhert derentwillen ihm 4 Rheinstein gesetzt worden.«

Von Zeit zu Zeit mussten die Grenzen der städtischen Waldungen umschritten und die Grenzsteine kontrolliert werden.

Nach einem bei einem solchen Grenzumgang verfassten Protokoll von 1735 war auch ein Bürgermeister Pscherer dabei:

»… die Bey der Churfürstl. Statt Grafenwöhr vorhandenen Waldungen. So ordentlich umbgangen, abgeschritten und vorgenomben worden, durch die dermahlen vorhandtenen 3 Bürgermeister, alß Herrn Johann Pscherer …«

Bei der Ausübung der niederen Gerichtsbarkeit konnte der Rat Geld-, Freiheits-, und Ehrenstrafen aussprechen. Zu den Ehrenstrafen gehörte das Tragen der »Strafgeige«. Diese bestand aus einem Brett mit einer größeren Öffnung für den Kopf und zwei kleineren für die aufwärts gebogenen Hände, so daß das Instrument ähnlich wie eine Violine getragen wurde. Im Strafprotokoll von 1735 erschien auch eine diesbezügliche Aburteilung von zwei Pschererinnen, Mutter und Tochter:

»Umberwillen Christiana Pschererin alte Bürgerl. Wittib allhier, dem Stattknecht Georg Adam Rueffen eine Gans aufgefangen, abgerupft und willen gewesen solche mit ihrer Bey sich habenten Tochter zu verzöhren, uf verheriges Constituirn soches gelaugnet, auf nachsuechen aber sich die abgeruepfte Gans im Hause gefundten. Also ist sowohl diser alß ihrer Tochter derentwillen ein Ernsthaffter Verweiß gegeben und dabey anbefohlen worden, zur wohlverdienten Straff auf öffentlichen Gassen beim sogenannten Kettenbrunnen und zwar iede absonderlich zwey Stundt die angeschlagene geigen zu tragen und nebst diesem dem Stattknecht die Gans zu bezahlen sich in dergleichen fählen aber

Bey abweckhschaffung von der Statt sich nicht mehr plickhen zu lassen.«

Gegen Ende des Österreichischen Erbfolgekrieges (1740–1748) hörten die feindlichen Einquartierungen in Grafenwöhr auf; dafür aber begannen die der eigenen Truppen, die nicht minder rabiat wie die feindlichen mit der Bevölkerung umsprangen. Hauptmann Wenckebach vom Seckendorffschen Infanterieregiment lag mit seiner Abteilung vom 7. bis 31. Mai 1745 in Grafenwöhr in Quartier. Die Gemeinde kam mit dem Hauptmann überein, ihm für diese Zeit, außer Wohnung, Beheizung und Beleuchtung, täglich 30 fl zu zahlen, womit er zufrieden war. Als es aber zum Abmarsch kam, war es ihm zu wenig. Er verlangte auch die tägliche Brotration bzw. eine Entschädigung dafür, die ihm als Offizier gar nicht zukam.

Als sich die Gemeinde weigerte, ließ er den Bürgermeister Pscherer, einen siebzigjährigen Greis, und den Stadtschreiber morgens 2 Uhr verhaften und sie 29 Stunden lang in Arrest bringen, wo sie ohne alle Verpflegung von Soldaten mit bloßen Seitengewehren bewacht wurden. Er drohte, sie sogar nach dem nächsten Quartier nach Schnaittenbach mitzunehmen. Die Gemeinde bot anstatt der 7 fl das Doppelte, aber vergebens. Als sie ihm drohte, die Angelegenheit dem Kurfürsten zu melden, sagte er: »Was frage ich nach dem Kurfürsten und der Regierung! Ich bin eines lutherischen Pfaffen Sohn; wenn ich auch acht Tage beim Profossen sitzen muss!« Erst als 20 fl gezahlt wurden, ließ er die Gefangenen frei.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg erstarkte in Grafenwöhr das Handwerk allmählich wieder, und damit auch das Zunftwesen. Um eine Zunft, also den Zusammenschluss von Handwerkern, zu gründen, mussten mindestens sie-

ben Meister des betreffenden Handwerks vorhanden sein. Bei einer geringeren Anzahl wurden diese einer Zunft des benachbarten Ortes einverleibt. Grafenwöhrs Rotgerber waren in Kemnath eingezünftet. Am 7. Mai 1748 richteten die bereits wirklichen Meister Johann Pscherer, Ferdinand Meißner und Lorenz Spix, dann die vor der Meisterprüfung stehenden Gesellen Kaspar Pscherer, Konrad Meißner, Johann Michael Kneidl, Georg Andreas Pscherer, Peter Kneidl und Hans Georg Spix an den Kurfürsten Karl Albrecht die Bitte, es wolle, da sie nun in genügender Anzahl seien, dahier eine eigene Rotgerberzunft errichtet und ein reichszünftiger »Handwerks Artikuls Brief« verliehen werden. Pfleger und Rat unterstützten das Gesuch, und schon am 25. Juni 1748 erfolgte die Gründung.

1784 fand der Gerichtsdiener Roth Anlass zu einer Beschwerde über Grafenwöhrer Bürger, auch über einen Pscherer:

»Als vor 14 Tagen der Ratsfreund Müllermeister Gabriel Mayer von der Felsmühle Kindstaufe hatte, geschahen von den Viertelmeistern Wendelin Pscherer, Michael Gimpl, Kaspar Koberger und Peter Böhm vom Rathause mehr als 90 Schuß. Und nach der Taufe gingen sie den ganzen Tag mit Gewehren herum und schossen, als wenn Böller losgelassen würden.«

Mit der Bezeichnung »Viertelmeister«, von denen einer besagter Wendelin Pscherer war, hatte es folgende Bewandtnis: An der Spitze des Städtischen Gemeinwesens Grafenwöhr stand ein ziemlich umfangreicher Verwaltungskörper, der Rat. Dieser gliederte sich in den äußeren und inneren Rat. Den Vorsitz führten die Bürgermeister, von denen immer einer ein Vierteljahr das Regiment führte. Die Stadt war in vier Bezirke eingeteilt, denen wieder je ein Viertelmeister vorstand.

Im Ersten Weltkrieg (1914–1918) gab ein Albert Pscherer sein Leben »für die Heimat«, und auch im Zweiten Weltkrieg (1939–1945) befand sich ein Grafenwöhrer Pscherer, Josef Pscherer, unter den Gefallenen.

Noch heute soll es in Grafenwöhr Pscherer geben; mit diesen habe ich aber keine Verbindung.

Von meinem Großvater, Joseph Pscherer, geboren am 4.3.1869 in Augustenfeld und Ökonom daselbst, besitze ich nur eine einzige Fotographie. Sie zeigt ihn auf dem Sterbebett. Man hat ihn, wie es Brauch ist, zu Hause aufgebahrt. Zu sehen sind nur der etwas erhöht auf ein weißes Spitzenkissen gebettete Kopf und der in feierliches Schwarz gekleidete Oberkörper mit den über der Brust gekreuzten, in weißen Handschuhen steckenden Händen. Die untere Hälfte des Körpers wird von feinblütigen Blumen verdeckt. Üppig wuchert zu beiden Seiten der Bahre großblättriges Grün den Toten zu. Ihm zu Häupten prangt ein Strauß Rosen. Sie sind so vergilbt wie das ganze Photo. Die kurzgeschnittenen, seitlich zurückgekämmten Haare geben die Stirn frei, die faltenlos erscheint. Die Augen sind zwar geschlossen, vermitteln aber den Eindruck, als blinzle der Tote dem Betrachter durch einen schmalen Lidspalt zu. Der von einem dichten Oberlippenbart umschattete Mund ist ein wenig geöffnet, aber erkenntlich ohne Atem. Die Nase sticht spitz in die Luft. Man hat Großvater an einem Maimorgen leblos in seinem Bett vorgefunden. Er starb einundsechzigjährig an Herzschlag.

Ich habe nie begreifen können, wie man so pietätlos sein kann, Verstorbene, wenn auch Angehörige, im Zustand ihrer allerletzten Hilflosigkeit abzulichten. Derartige Bloßstellungen betrachtet man mit Schaudern. Sie verwischen die Erinnerung an alles Leben, das einmal in dem Menschen gewirkt hat, der einem nahegestanden ist, und las-

sen nur Furcht und Schrecken zurück. Solcherart zustande gekommene Bilder, meist auch noch protzig schwarz eingerahmt und in einschüchternd überdimensionalem Format, schimmeln unter irgendeiner Dachschräge, bestenfalls in mit sperrigen Konterfeis weitschichtig Verwandter angefüllten Kisten und Kartons, die man kaum mehr öffnet. Vielmehr häuft man vor Alter zerfallende Bücher geistlichen Inhalts oder mit Kochrezepten über sie, um ja nie mehr versucht zu sein, nach den scheußlichen Aufbahrungsbildern zu graben, die man sowieso im Kopf hat und nie mehr aus ihm herausbringt.

Der Gipfel des Schreckens war für mich als Kind die Fotographie der mit zweiundzwanzig Jahren verstorbenen Schwester meiner Mutter, Anna. Aus ihrem Gesicht bleckt einem der Tod höchstpersönlich die Zähne entgegen. Die Aufgebahrte versinkt in einem Blumenmeer. Wie Nebel breitet sich über sie ein weißer Schleier, der nur über der Partie zwischen Stirn und Kinn aufreißt, um auf immer Verstummtes und Erloschenes, Mund und Augen freizugeben. Manchmal gerann mir das Nebelgespinst zu Schneewittchens gläsernem Sarg, und ich hatte Mühe, mir vorzustellen, wie jemand, der darin liegt, jemals wieder auferweckt werden sollte.

Anna ist von einem wildgewordenen Stier gegen die Stallwand gedrückt worden und hat eine Lungenquetschung erlitten, derzufolge sie monatelang dahinsiechte und Blut spuckte, bis sie starb. Es gibt ein ergreifendes Photo der vom Tod Gezeichneten aus ihren letzten Lebenstagen. Anna sitzt, ganz in ein weißes, weites, bis zu den Fußknöcheln reichenden Nachthemd gekleidet, vor einem Hausaltärchen, das Gesicht dem Fotographen zugewandt. Ihre Hände, die sich auf die ausgezehrten Schenkel stützen, sind bis zu den Fingerspitzen eingefatscht. Die Augen liegen tief und

leidensdunkel in den Höhlen. Entsetzen über Unbegreifliches flackert in ihnen. Die schmalen Lippen pressen sich vor Qual und wie im Krampf zusammen, als bemühe sich da wer, nicht lauthals hinauszuschreien vor Furcht. Nicht einmal die vor dem Hausaltärchen stehende, von Blumen eingerahmte Madonnenstatue mit dem Jesuskind kann die Todesangst besänftigen.

Als Anna stirbt, läuft der Großvater in den Stall hinaus und sticht den Stier mit dem Metzgermesser nieder.

Meine Mutter notierte die Grabrede wie sie der Kooperater bei der Beerdigung der Jungfrau Anna Pscherer am 15.9.1921 gehalten haben mag:

»Christliche Trauerversammlung!

Der Mensch ist auf Erden, um Gottes heiligen Willen zu erfüllen. Der Wille Gottes aber ist sehr verschieden. Für die meisten gilt das Wort der Heiligen Schrift: ›Der Mensch ist zur Arbeit geboren wie der Vogel zum Fluge.‹ Sie fragen mit dem Jüngling im Evangelium: ›Meister, was muß ich tun? Was muß ich arbeiten, was muß ich leisten, damit ich in den Himmel komme?‹« und dergleichen mehr der Platitüden.

Das Rätsel Gott

Ich lese in der Zeitung: ›Siebenjähriges Kind von einem Sandstein erschlagen.‹

›Warum hätte ›Gott‹ dies verhindern sollen, wenn er sich nicht einmal in Auschwitz oder in einem russischen Gulag hat blicken lassen!‹

Heißt es nicht in der Bibel: ›Es fällt dir kein Haar aus, und es fällt kein Spatz vom Himmel ohne den Willen Gottes‹?

Also hat ›Gott‹ den Tod des Kindes gewollt, genauso wie das Vergasen und Verbrennen in Auschwitz und das Verrecken in den Gulags?

Nicht zu reden von Kriegen, Seuchen und Unglücksfällen.

Nichts von ›Schutzengeln‹, die der ›Herr‹ schicken soll!

Heißt es nicht ›Gott Vater‹! Kein liebender Vater läßt seine Kinder verhungern, verbluten!

Wenn ›Gott‹ die Kraft ist, die alles schafft und rafft, wie ich meine, kann diese kein Mitleid nach menschlichen Maßstäben empfinden. Wir Menschen können uns nur bemühen, nicht Leiden und Verderben für Unseresgleichen zu schaffen.«

26.3.2024

Glaube an Gott

Mit dem Glauben an Gott ist das so eine Sache. Das Allerweltsschlagwort: »Glauben heißt nicht wissen« überzeugt mich nicht.

Tatsache ist, daß die von den christlichen Religionen gelehrte »Kreationstheorie« längst überholt ist. Und doch wird sie von Generation zu Generation immer wieder aufgewärmt.

Alle wissenschaftlichen Erkenntnisse sprechen für die »Evolutionstheorie«.

Ich für meinen Teil glaube an ein höheres Wesen, an eine Kraft, die alles schafft, aber es auch wieder rafft, um von vorne zu beginnen.

Ich nenne diese Kraft nicht Gott, Jehova oder Allah. Ich heiße sie einfach Kraft, die besteht ohne Anfang und Ende.

Es gibt bei uns das schöne Sprichwort: »Von nichts kommt nichts«. Das trifft das Problem haargenau. Weiter zu forschen, übersteigt unseren menschlichen Verstand.

26.3.2024

Verrat

Wie mich mein Fleisch, das sich zärtlich an das Gebein schmiegt, verrät. Wie es von mir abfallen wird, wie mein Brustgewölbe, in dem noch zuverlässig das Herz schlägt, gemeinsame Sache machen wird mit dem »Boandlkramer«, desgleichen Arm- und Schenkelknochen bis zum kleinsten Finger- und Zehenknöchelchen? Und erst der Schädel, Sitz des Gehirns, das Gutes und Böses ausbrütet, diese der Walnuß gleichende Masse mit ihren Windungen, die ihren Irrwegen, Labyrinthen gleichen: und dieser mein verratener Korpus soll wiederauferstehen, vollkommen in seiner Unvollkommenheit? Soll eingehen in die ewige Seligkeit und mit ihm die verratene Seele.

Gespräch mit Blumen

Ich spreche mit den Blumen im Garten, wenn ich keinen Lauscher um mich weiß. Ich berede mit ihnen mein Sterben. Die Nelken raunen mir zu, daß es schmerzlos sein werde wie ihr Welken. Wenn ich mit meinen Blumen spreche, habe ich das Empfinden, ich verkläre mich selbst zur Blume. Plötzlich steht mir der Atem still. Wer kümmert sich um meine Blumen, wenn ich gestorben bin? Wer gießt sie und wer redet mit ihnen? Werden mich die Blumen vermissen?

Vor der Nacht

Die Blätter atmen abends leiser. Weiser bin ich heute keinen Deut. Wieder hat dieser Tag nichts gebracht von Belang. Was aber wird die Nacht bringen? Ein einziges Mal habe ich heute vielleicht gelacht. Oder ich schrie vor Schmerz mich heiser. Ich habe die Augen auf- und zugemacht und nachgedacht über Kümmernisse, habe dürre Reiser gesammelt und ein Feuerchen angefacht. Ich habe mich an ihm gewärmt und nicht bedacht, wie lang so eine Nacht sein kann.

In Sommernächten

In Sommernächten, da es in allen Gartenecken von Geheimnissen und Wundersamem raunt, bin ich nicht erstaunt über meine Sterblichkeit. Der Tod verliert in Sommernächten seine Schrecken, da es in allen monderhellten Winkeln raunt, dem Sterben folge unweigerlich die Auferstehung.

Meine Lieblinge, die Bäume

Was die Silberpappel spricht, das möchte ich verstehen! Menschensprache genügt mir nicht, mir des Geistes Wehn zu erklären.

Die Weiden

Die Weiden hielten Zwiesprache mit dem Fluß. Ihre Sprache erschien mir wie ein Zauber. Welche Qual, nicht teilnehmen zu dürfen an der Zwiesprache von Weiden und Wasser!

Der Walnußbaum

Als ich geboren wurde, pflanzte mein Vater einen Walnußbaum. Ich wuchs mit ihm um die Wette, er immer höher, ich aber blieb klein. Ich schaute zu ihm auf, wie zu einem Bruder und bewunderte ihn ob seiner Höhe, seines laubigen Wipfels. Oft stieg ich zu diesem hinauf und setzte mich zwischen zwei Äste. Sie kamen mir vor wie zwei Arme, die mich hielten und mich vor dem Fallen bewahrten. Ich lauschte den weisen Worten der Blätter, die mir wie Zungen schienen. Immer versuchte ich sie in meinen Versen in Demut nachzusprechen.

Meine Lieblinge

Meine Lieblinge sind die Bäume. Ich lausche ihren Blätterzungen, wie sie sie flüsternd im Nachtwind weissagen, die Sprache der Bäume, ich weiß, werde ich nimmermehr erlernen. Lehne ich mich an den Stamm des Baums, verspüre ich in mir seine Kraft, erahne unsere Bruderschaft, die ich von Kindheit an ersehne, wie sich Blut und Saft mischen.

Die Linde

O hätte ich als Zunge im Mund ein Lindenblatt!
Geschwisterlich mit ihm zu sprechen und mit ihm, wenn es soweit ist, schmerzlos vom Zweig zu fallen.

Unter dem Apfelbaum

Unter dem Apfelbaum halte ich gern meinen Mittagsschlaf. Hier läßt es sich gut träumen.
Doch manchmal, wenn ein Apfel vom Zweig bricht, durchschauert es mich. Ich höre im Fall der Frucht das Herz des hohen Sommers jäh verstummen. Ich wache auf und erschrecke über das eigene Herz, das den Takt zum Fruchtfall klopft.

Unter einem Baum

Den Schattenkreis des Baums möchte ich ungern verlassen. Hier läßt es sich nachsinnen über Unbegreifliches. Gelassen sehe ich meinen Körperschatten verblassen. Wie wohlig, im Wipfelschatten zu ermatten, schmerzlos in den Schlaf zu sinken. So wünsche ich mir das Sterben!

Unter dem Walnußbaum

Das Laub bewegt sich über mir wie Lippen, grün vom Wind erregt. Wie ein sanftes Tier legt sich der Wipfelschatten weich auf meine Brust. Verzückt höre ich dem Raunen der Blätter zu. Bist es du, der mit ihren Zungen spricht, mir zulieb sein Schweigen bricht?

Ahornblatt

Hängt mir an der Hand statt des Gelenks ein fünfgezacktes Ahornblatt? Es bricht wohl ab, wenn ich die Hand bewege, so welk und matt ist es schon. Wenn einer nach meiner Hand greift, streift er das Blatt vom Gelenk und hat nur Staub in der seinen.

Unter dem Walnußbaum

Bin ich der Windstille näher, wenn ich unter dem Walnußbaum lieg? Was das Nußlaub verschweigt, ruft mir der Eichelhäher im Wipfel zu. Das Blatt schweigt auch noch im Fallen. Weiß der Vogel, daß ich nichts versteh? Bald wird er mit seinen Krallen eine Botschaft für mich in den Schnee schreiben.

Freisinger Dom Spiegel 1993/1

Interview mit Michael Groißmeier

Einer, der auszog, das Fürchten zu lernen, ist, wie er selbst sagt, der Lyriker Michael Groißmeier.

Er lernte es auf dem Freisinger Domberg als Zögling des Erzbischöflichen Knabenseminars und als Schüler des Dom Gymnasiums. 1991 ist sein erster Roman erschienen: »Der Zögling« (Ehrenwirth Verlag). Michael Groißmeier erzählt darin von seiner Kindheit in Dachau, von seiner Schulzeit in Freising, dieser Teil nimmt den breitesten Raum ein – und schließlich noch von seinem Berufsleben als Beamter.

Das Internat und das Dom-Gymnasium sind Hauptschauplätze des Romans. Hier fürchtet er sich, weil er keine Heimat, keine Freunde, keine verständnisvollen Lehrer findet, weil er sich verlassen fühlt und eingeengt. »Tradition und Fortschritt« soll das Motto der ersten Ausgabe des Dom Spiegels sein. Wir, Freunde des Dom-Gymnasiums – Herr Waltner, Herr Gleixner und die Verfasserin –, laden den Dichter ein, um ihn zu diesem Thema zu befragen, zu seinem Roman, zu seinen Motiven, seiner Weltsicht.

Zuvor haben wir nicht nur den Roman gelesen, sondern auch zahlreiche Buchbesprechungen.

Der Lebensbericht wird gelobt als »wortdicht, nicht wortreich«, als »nicht geschönt und nichts zur Seite schiebend«, es heißt, »hier offenbart uns einer seine Seele ganz, ohne Pathos und wie es scheint, mit viel Ehrlichkeit«. »Michael Groißmeiers Erinnerungen stehen in der Tradition von Lena Christ und Oskar Maria Graf. Sie erweisen sich dieser Tradition als würdig.«

Wird also einerseits stets seine »offene, ehrliche Feder ohne die übliche Eitelkeit« gerühmt, so kann man in Freising andererseits auch kritische Sätze hören wie: »Man pinkelt nicht in die Quelle, aus der man getrunken hat.« Michael Groißmeier nennt nämlich in seinen Erinnerungen die Personen beim vollen Namen: Mitschüler, Erzieher, Lehrer. Er kommt, stellt sich bereitwillig unseren Fragen, antwortet bedächtig, ausführlich, aber auch routiniert (ein paar von unseren Fragen hat er wohl schon öfter beantworten müssen).

Dom Spiegel: Welche Bedeutung haben die Schulfächer, die Inhalte, die im Unterricht transportiert wurden, für Ihr literarisches Werk?

Groißmeier: Natürlich wurden in der Schule logische und sprachliche Fähigkeiten ausgebildet, Kenntnisse vermittelt, wir wurden aber auch charakterlich gebildet. Deutsch hatte ich gerne. Hier lernte ich, wie man argumentiert und wie man Aufsätze schreibt. Durch das Lateinische habe ich Sprache kennengelernt und das Verständnis für Strukturen und für die Grammatik meiner Muttersprache gewonnen.

DS: Wenn man den »Zögling« liest, fällt auf, daß er in einer sehr präzisen Sprache mit geringer Redundanz geschrieben ist.

G: Das kann vom Latein kommen. Aber das Rhythmische in meiner Sprache, auf das ich ja großen Wert lege, stammt wohl von der Musik. In diesem Fach hatte ich an der Schule gute Lehrer: Anton Bauer, Anton Goldhofer und Georg Klimm. Vor allem verdanke ich viel Max Eham, dem damaligen Musikpräfekten im Seminar und späteren Domkapellmeister. Unter seiner Führung habe ich mein Violinespiel vervollkommnet und mich mit Kirchenmusik intensiv beschäftigt.

Die Fächer Musik, Latein und Deutsch waren meine Hauptfächer. Durch sie bin ich in die geistige Welt hineingewachsen. Zur Lyrik bin ich durch die Besprechung der Texte lateinischer Dichter wie Horaz und Catull gekommen. Die haben mich so beeindruckt, daß ich in dieser Richtung Versuche angestellt und sie seitdem nicht mehr abgebrochen habe.

Mein erstes Gedicht schrieb ich am 18. Juni 1953. Aber alle Einflüsse der Schule wirkten auf mich nur ein in Kombination mit dem Internat. Das Seminar war meine geistliche »Instruktionsstätte«. Die Schule hat nicht nur Wissen vermittelt, sondern im humanistischen Sinn erzogen. Die geistige Einstellung meiner weltlichen Gymnasiallehrer war der meiner Erzieher im Seminar sehr ähnlich.

Daß ein paar Mädchen in der Klasse saßen, war kein Widerspruch in dieser Geschlossenheit. Sie waren eher das Salz in der Suppe.

DS: Sie haben in Ihrem Roman die Problematik im Bereich der Sexualerziehung angesprochen. Wir lesen das als zeitbedingt, erkennen aber in der Zeitbedingtheit eine extreme Tabuisierung, die letztlich auch verletzend war, die einen total allein gelassen hat. Hat sich hier in radikaler Weise etwas geändert oder sind die Strukturen noch bis heute wirksam?

G: Ich weiß nicht, wie es heute in kirchlichen Einrichtungen aussieht. Ob die Zeit früher prüde war, will ich nicht beurteilen. Der Hauptgrund aber für die Scheu vor Gesprächen über sexuelle Themen und vor Aufklärung war: Wir Seminaristen hatten ja das Ziel vor Augen, Priester zu werden, und eine wichtige Säule des Priestertums ist die Keuschheit, so zielte alles darauf ab, uns Kinder entsprechend zu programmieren. Man war tatsächlich allein

mit solchen Fragen, auch im Beichtstuhl, auch im Elternhaus, wo so etwas natürlich nie angesprochen wurde.

DS: Das Buch ist ja heute erschienen. Kann man es auch lesen als Angriff oder Einspruch gegen die Praktiken des Zölibats oder die Erziehung zum Zölibat, wie sie ja heute noch eine Rolle spielt?

G: In keiner Weise! Es war keinesfalls meine Absicht, irgendjemanden anzugreifen, weder die Schule und die Lehrer noch die Kirche und die Priester. Das Buch stellt keinen Einspruch dar gegen den Zölibat und die entsprechende Erziehung.

Ich habe nur die Erlebnisse und die Eindrücke niedergeschrieben, wie ich sie in Erinnerung gehabt, wie ich gefühlt habe. Das Echo darauf in der Presse war unterschiedlich. Die einen bekritteln, daß ich nicht mein Seelenleben offenbart habe; A. v. Schirnding von der SZ vermerkt dagegen positiv, daß ich nicht wie viele heutige Schul- und Elternbewältiger die Leute in die Pfanne gehauten habe (wie etwa T. Bernhard), was mir wirklich fernlag.

DS: Andererseits muß man schon nachfragen: Im Roman kommen einige Persönlichkeiten schlecht weg, die die Öffentlichkeit, die andere Schüler, andere Zöglinge hoch schätzen! Warum nennt ein Autor in seinem Buch Leute mit vollem Namen? Tut es einem gut zu sagen: »Ich habe damals was mitgemacht, das dürfen die Leute ruhig wissen« – oder warum? Man würde es sich im mündlichen Gespräch doch dreimal überlegen, jemanden bloßzustellen.

G: Eines will ich nochmals ausdrücklich betonen: Das Buch ist keine Abrechnung! Das lag mir fern! Natürlich trägt jeder nach Jahrzehnten noch die Eindrücke, die er einst gewonnen hat, in sich.

Ich aber blicke zurück ohne Groll, ohne Haß, ich suche weder Rache noch Beschönigung oder Verklärung. Außerdem: Bei Personen, von denen ich Negatives zu berichten hatte, habe ich ja den Namen nicht genannt.

DS: Das war ja auch nicht nötig, man erkennt sie auch so an ihrem Titel und ihren Lebensumständen.

G: Insider in Freising vielleicht. Woanders ist das nicht der Fall. Außerdem habe ich ganz genauso die positiven Seiten geschildert.

Ich habe eben aufgeschrieben, was ich in Erinnerung hatte, aber nicht versucht, den Wirklichkeitsgehalt nachzuprüfen.

Eine Abrechnung im negativen Sinn – nein, das ist der »Zögling« nicht, eher umgekehrt im Positiven. Schließlich verdanke ich der Ausbildung auf dem Domberg die Grundlagen für meinen beruflichen und schriftstellerischen Aufstieg.

DS: Warum nennen Sie den »Zögling« einen Roman und nicht eine Autobiographie?

G: Das wollte der Verlag so. Ich selbst hätte ihn am liebsten Lebensbeichte genannt.

DS: Wann haben Sie mit dem Roman begonnen, und wie ist er entstanden?

G: Die ersten Aufzeichnungen stammen vom Oktober 1989. Ich hatte einen Herzanfall, war drei Tage krank und war wohl in dieser Situation besonders empfänglich für eine Rückschau. Die Notizen ruhten dann mehrere Monate.

Im Frühjahr 1990 habe ich dann das Buch in einem Zug durchgeschrieben, zwei Wochen Urlaub genommen und zwölf Stunden am Tag gearbeitet.

DS: In der Auseinandersetzung mit den Erlebnissen in Dachau und als Motiv im ganzen Buch spielt insbesondere dieser Gedanke eine Rolle: Wir sind so erzogen worden, alles hinzunehmen – wir haben keine Verhaltensweisen entwickelt, uns zu wehren.

G: Ja, das ist ein Motiv von Anfang bis Ende: die Untertänigkeit. Meine Vorfahren lebten in Grundherrschaft eines kurfürstlichen Kammerherrn, unterwürfig und fromm. Sie hätten sich nie getraut aufzumucken. Und ich als ihr Nachkomme konnte nahtlos den Übergang von der Internatserziehung zum Beamten vollziehen. Der Beamte begibt sich ja auch in ein Abhängigkeits- und Treueverhältnis. Eben bin ich dabei, einen zweiten Band meiner Autobiographie zu schreiben, in dem ich von meinem Leben als Beamter (Leiter des Sozialamtes in Dachau) berichte. Dieses Buch wird den bezeichnenden Titel »Der Maulkorbträger« führen.

DS: Was für ein Bild von Menschen haben Sie, und welche Ziele sollte die Erziehung in der Schule heute anstreben? Sicher soll doch nicht mehr zur Demut erzogen werden, und dazu, dauernd Reue und Schuldgefühle zu haben?

G: Nein, natürlich nicht. Aber – sie werden sich wundern – in mancher Hinsicht wünsche ich die damalige Erziehung und Wissensvermittlung herbei, zum Beispiel den respektvollen Umgang der Schüler mit dem Lehrer, der heute allzu leicht als *primus inter pares,* als Kumpel angesehen wird, wie ich bei Lesungen vor Schulklassen oft feststellen kann. Das ist falsch.

Natürlich tut es mir leid, daß die Fächer Latein und Griechisch aus dem Gymnasium zunehmend verbannt werden.

DS: Und was konkret wünschen Sie sich ferner von der damaligen Erziehung und Wissensvermittlung heute herbei? Etwa die berüchtigten »Sekundärtugenden«?

G: Ich wünsche mir Erziehung im humanistischen Geist, die Auswirkung hat auf den Umgang der Menschen miteinander und ihren Pflichten. Ich wünsche mir Fleiß, Genauigkeit, Achtung und Disziplin.

DS: Es geht also nicht primär um bestimmte Verhaltensweisen von früher, sondern um Wertvorstellungen?

G: So ist es.

DS: Wenn man den »Zögling« liest, hat man aber den Eindruck, Sie seien verbittert.

G: Wenn die Erzählung vom Schul – und Internatsleben dunkel wirkt, so liegt es auch daran, daß wir als Seminaristen keinerlei Bequemlichkeit hatten, kein Sofa zum Ausruhen. Das häusliche Umsorgtwerden ist mir lange Zeit furchtbar abgegangen, ich hatte einfach schreckliches Heimweh.

DS: Den Einfluß der religiösen Erziehung kann man ja nicht abstreifen. Hatten Sie Schuldgefühle, weil Sie den Beruf des Pfarrers nicht ergriffen haben? So eine Art Verrätersyndrom?

G: Auf jeden Fall. In dem Moment der Entscheidung, nicht Pfarrer zu werden, setzte das Schuldgefühl ein. Ich dachte: »Ich bin in dieser Institution der Kirche fehl am Platz« und »was werden die Eltern sagen, besonders die Mutter, was die anderen Leute, der Ortspfarrer«? Die Probleme habe ich mir alle selber geschaffen durch meine Weigerung.

Hätte ich nach dem Abitur das Theologie-Studium aufgenommen, so hätte ich ja nachträglich alle Erziehungsmaßnahmen als sinnvoll abgesegnet. Ein ehemaliger Zögling des Freisinger Knabenseminars, der heute Pfarrer ist im Berchtesgadener Land, hat mir geschrieben, er habe das Seminarleben als hell, als licht, als sonnig empfunden, als

rechte Vorbereitung auf sein späteres Priestertum. Es existieren noch weitere Schuldgefühle bei mir.

Als Schreibender fragt man sich oft: »Was tust du deiner Familie, deiner Frau, deiner Tochter an, wenn du dich wochen- und monatelang zurückziehst, sie ihrem Schicksal überläßt und vernachlässigst? Wiegt die schriftstellerische Arbeit die Vernachlässigung auf? Da muß ich doch etwas ganz Besonderes bieten, etwas, das vielen Menschen bedeutsam ist, nicht nur wichtig für mich allein.«

DS: Was für einen Leser wünschen Sie sich?

G: Humanisten natürlich, vor allem ehemalige Seminaristen, Klassenkameraden, Schüler und Lehrer des Gymnasiums, Mathematiker! Mathematik war das Fach, in dem ich es nicht weit brachte. Manchen Satz meiner Mathematiklehrer empfand ich als Demütigung, Entwürdigung, Verletzung meines Selbstwertgefühls, das fühlte ich so radikal, weil man sich als Kleiner ja nicht wehren kann. Es ist nicht Rache, aber späte Befriedigung, wenn man nachweisen kann: »Ich habe es auf einem anderen Gebiet zu etwas gebracht.

Der Mathematiklehrer hatte nicht recht mit seinem vernichtenden Urteil.«

DS: Haben Sie Reaktionen von Betroffenen gehört, die in Ihrem Buch schlecht wegkommen?

G: Nein. Da ist von niemandem etwas gekommen. Allerdings haben sich zahlreiche Schul- und Klassenkameraden, die im Internat lebten, zustimmend geäußert: »Ja, das war auch meine Jugend.«

DS: Es fällt auf, daß in früheren Gedichten eine Tendenz zur Melancholie, ja zur Auto-Aggression spürbar ist. War das eine Phase in ihrem Leben, über die Sie längst weg sind?

G: Ja, das sind Phasen im Leben eines jungen Menschen. Hinter mancher Aussage stehe ich heute nicht mehr. Man liest natürlich sehr viel (Trakl, den früheren Krolow, Piontek, W. H. Fritz, Britting), und ich habe versucht, diese Stilrichtungen nachzuahmen. Das ist falsch. So kann man sich nicht freischreiben. Man kann sich allerdings an einem Vorbild orientieren.

DS: Sind Sie ein Heimatdichter?

G: Um Himmels Willen, nein! Der Titel ist ein rotes Tuch. Freilich bearbeite ich immer wieder die Dachauproblematik, aber doch nicht im Stil der sogenannten Heimatdichter! Heimatbezogener Dichter – die Bezeichnung lasse ich mir gefallen.

DS: Und was raten Sie einem Menschen, zum Beispiel einem Schüler, der glaubt, ebenfalls Gedichte schreiben zu wollen?

G: Das soll er auf jeden Fall tun. Ich ermutige jeden zu schreiben. Nicht jeden kann ich leider ermutigen, sein Geschriebenes auch einem Verlag anzubieten.

P.S.: Wir wollen die Leser dieses Interviews und vor allem die des »Zöglings« ermutigen, uns ihre Eindrücke zu schreiben, und wir versprechen, sie im nächsten Dom Spiegel zu veröffentlichen.

Annemarie Schmid

Michael Groißmeier

Ein Naturlyriker der »vollkommenen sinnlichen Rede«

von Annemarie Schmid

»Scherben der Zeit«, »Das Gladiolenschewert rostet«, »Träume im Nachtwind«, »Unter dem Chrysanthemenmond«, »Schmetterlingsharfen und Laubgelispel«, »Seelenlandschaften«, »Schnee auf der Zunge«, das sind einige Titel von Gedichtbändchen, mit denen Michael Groißmeier bekannt geworden ist. Der ehemalige Domgymnasiast ist also ein Dichter geworden.

Einem Kreis von Wissenden und Informierten ist er ein ganz Großer, – oder auch ein Geheimtipp. Ihnen gilt er als Lyriker, der die »vollkommen sinnliche Rede der Poesie« beherrscht; sie rühmen die erstaunliche Bildhaftigkeit seiner Sprache, sie sind beeindruckt vom Wohlklang, von der Musikalität der Verse, von diesen Bildern, die lange nachwirken, weil sie zum Verweilen einladen.

Bäume

Immer aufstrebend
Zum Himmel
Immer dieselbe
Flehende Haltung
Der Äste, der Zweige
Immer diese Ähnlichkeit
Mit Menschen,
Auch im Fallen.

Natur und Vergänglichkeit sind seine großen Themen; seine Aussagen faßt er allgemein:

Persönliches bleibt unausgesprochen; die Verse haben einen zurückhaltenden, scheuen Klang, wenn sie auch »sich nicht scheuen, Gefühle zu zeigen«, wie der Dichter-Kollege und Kritiker Heinz Piontek feststellte.

Vor 30 Jahren schrieb Groißmeier noch häufiger gereimte Gedichte in traditionellen Formen. Heute bedient er sich fast ausschließlich der freien Rhythmen. Seine liebste Gedichtform aber ist das japanische Haiku. Diese fernöstliche Versform fasziniert ihn, ihr hat er sich verschrieben in seinem Dichterstübchen unterm Dach seines Hauses in Dachau, seiner Heimatstadt. Hier nähert er sich dem, was der Klappentext seines Bändchens »Seelenlandschaften« ankündigt: »Beseelte Natur, Aufruf zur Besinnung, Ort der Verinnerlichung«. Vom Haiku als besondere lyrische Form wird noch zu sprechen sein.

Michael Groißmeier, Jahrgang 1935, stammt aus einer bäuerlichen Familie, die seit 400 Jahren in Dachau ansässig ist. Der begabte Bub wurde auf das Dom-Gymnasium Freising zum »Studieren« geschickt und im Erzbischöflichen Knabenseminar untergebracht. Kündigte sich die spezielle Begabung des Lyrikers frühzeitig an? Das Übertrittszeugnis bescheinigt dem Zehnjährigen bereits, er sei »gewandt in mündlicher und schriftlicher Ausdrucksfähigkeit«. Und auf die dem Lyriker unverzichtbare Beschaulichkeit, auf *contemplatio*, mag das ihm attestierte »bedächtige Arbeitstempo« hindeuten.

Am Gymnasium zeigt er dann ein »frohsinniges, offenes Wesen«, nimmt mit »sehr großem Eifer an den Chor- und Orchesterübungen teil«, und seine Leistungen ergeben in der Unterstufe, »abgesehen von Turnen, ein erfreuliches Bild.« Später ist dann zu lesen, daß er »in Mathematik und Physik

etwas zu wenig Fleiß einbrachte«, was ja, nachträglich gesehen, für einen Lyriker auch nichts Ehrenrühriges ist.

Wie wurde er »Deutschlands berühmtester Haiku-Dichter« (Bayerischer Rundfunk)? Was konnte dazu das Gymnasium leisten? Konnte es Impulse geben für diese spätere Entwicklung? Durch das Dom-Gymnasium und das Knabenseminar ist er geprägt worden, so erzählt er. Durch das Erlernen der lateinischen Grammatik hat er erst Deutsch gelernt. Deutsch war sein Lieblingsfach zusammen mit Latein und Musik. Die Bibliothek des Knabenseminars hat erste literarische Interessen geweckt. Domkapellmeister Max Eham und seine Lehrer Goldhofer und Klimm haben seine musikalische Begabung gefördert, haben ihn geformt. Seinen Schulkameraden ist er als ausgezeichneter Geiger im Schulorchester in Erinnerung.

War er gerne im Seminar? Fand er das Leben als »Krauterer« lustig? Es kommt wohl, meint er, auf die Persönlichkeitsstruktur an, ob man das Internatsleben lustig findet,– er jedenfalls nicht. Vielleicht war er ein Einzelgänger. Mit einigen Mitschülern war er befreundet, aber nicht mit allen. Sport spielte eine unglaublich wichtige Rolle damals. Aber er war halt kein guter Sportler. Die Ordnung, die Gemeinschaft, aber auch, was geboten wurde an kultureller und an Charakterbildung, verdankt er dem Seminar. Allerdings empfand er auch, daß der Wille gebrochen, ausgeschaltet wurde. »Man wird zu ernst.« Am 18. Juni 1953 fängt er mit dem Dichten an, aber er muß sich absondern, um Gedichte zu schreiben.

Nach dem Gymnasium absolviert er die Verwaltungs- und Wirtschaftsakademie München, erwirbt das Verwaltungsdiplom und wird – nein, nicht ein Dichter, sondern Beamter. Seine Gedichte schreibt er in der Freizeit. Hauptberuflich leitet er das Sozialreferat im Landratsamt Dachau als Ver-

waltungsoberamtsrat (Diplom-Verwaltungswirt FH). Hier hat er die Dienstaufsicht über 24 Mitarbeiter, hier bearbeitet er seine Akten, Statistiken, Haushaltsentwürfe, hier versucht er den in Not geratenen Menschen zu helfen. Beruflich ist er sehr eingespannt.

Aber seine Dichtung trennt er streng vom staubigen Alltag, vom Broterwerb. Sozialkritisches Engagement lesen wir nicht aus seinen Versen. Er kämpft nicht, er betrachtet. Von seinen Erfahrungen im sozialen Beruf nimmt er nichts in seine Dichtung hinein. Lyrik entsteht im Elfenbeinturm, in einer eigenen abgeschirmten harmonischen Welt, die erfüllt ist von klassischer Musik. Bach, Mozart, Bruckner, Tschaikowsky, Skrjabin – er braucht die Musik, um schöpferisch zu sein. (Er spielt ja auch selber ausgezeichnet Geige).

Und doch sind seine Gedichte durchaus aktuell und politisch. Er sieht die Gefahr für die Bäume, sieht, wie der Mensch seine Umwelt zerstört, er vergißt nicht, daß man seine Umgebung, sein Dachau, nicht von der Vergangenheit trennen kann:

Brennen will ich, brennen,
um Asche zu werden. Erde –
Erde, geschlagen, getreten, geschändet,
ins Feuer geworfen,
gepeinigt, gereinigt, geläutert,
Erde, die sich beweinen läßt,
bewegen, beatmen, aufs neue beseelen,
Erde mit ihrer unvergleichlichen Farbe:
Schwarz

Immer an seinem Platz
der Stein
und nicht fähig,

seine Lage zu verändern,
aus eigener Kraft.
Manchmal bin ich wie er,
brauche ich eine Hand,
die mich aufhebt –
wenn auch nur,
um mich fallen zu lassen
an anderer Stelle.

Der Erschießungsstand –
zu besichtigen
täglich
von 8 bis 18 Uhr
Zu beiden Seiten des Blutgrabens
stehn immer noch da
die Schlehdornbüsche –
jetzt
mit weit aufgerissenen
Blüten.

Groißmeiers Gedichte reden von den gleichnishaften Naturerscheinungen, von unvergessener Vergangenheit, Trauer und neuer Hoffnung, von Vergänglichkeit, von menschlichen Urstimmungen wie Freude, Leid, Todesahnung. Ein mächtiger Baum, eine Rauhreiflandschaft, der Nebel über dem Fluß sind schön, das Ergötzen daran aber ist zu wenig. Groißmeier bleibt nicht beim Bild stehen, wir haben die Aussage symbolisch zu deuten wie die über die Beeren: »Die als erste fallen wird, rötet sich auch am Strauch als erste.« Ein schönes Stimmungsbild zunächst, unbeirrbar macht sie, was die Natur ihr vorschreibt, und – Zuversicht für uns, obwohl wir sterben müssen, – sie fällt zur Erde zurück. Hörer und Leser sind neben dem Lyriker

also aktiv am Gedicht beteiligt, vollenden gewissermaßen, was offenblieb.

Die liebste Gedichtform ist für Michael Groißmeier das japanische Haiku. Hier hat er es zu einer wahren Meisterschaft gebracht, international anerkannt als einer der besten Kenner, Übersetzer, Gestalter. »Das Haiku ist eine im 14. Jahrhundert in Japan entstandene Gedichtform, die aus 17 Silben besteht. Das Haiku bezieht sich fast immer auf einen Naturgegenstand, nennt eine Jahreszeit oder deutet sie wenigstens symbolhaft an … Es will das Geheimnis, das hinter jedem auch unscheinbaren Naturereignis verborgen liegt, in wenigen Worten aufhellen, in einem Blitz der Erkenntnis« (Aus dem Nachwort zum Gedichtband »Seelenlandschaften«).

Einen Sommer lang
hinter dem Laub verborgen
das Astgerippe.

Eine Sendung des Bayerischen Rundfunks, »Lyrik 1985«, in der auch Groißmeier gewürdigt wurde, stellte das Haiku so vor: »Das Haiku ist die kleinste Versform. Im Grund ist es eine Meditationsform. Es verlangt ein Ich-Zentrum. Dieses muß fähig werden, auf die Natur aufzumerken, an einem begrenzten Ort das Unfaßbare, die Zeit, wahrzunehmen.«

»Einen Sommer lang / hinter dem Laub verborgen / das Astgerippe« – In einer Schulfunksendung legt der Dichter sein Haiku so aus: »Die Jahreszeit, Sommer wird angesprochen. Zum einen direkt, zum anderen mittelbar durch den Begriff Laub. Es ist kein junges Bäumchen, kein alter, verdorrender Baum, sondern einer in Saft und Kraft. Aber trotz seines sommerlichen kraftvollen Anblicks richten sich unsere Gedanken unwillkürlich auf den kommenden Herbst, auf den

Laubfall und das Hervortreten der Äste, ihre Wandlung zum Gerippe. Betroffen macht dabei wohl die etwas ungewöhnlich erscheinende Wortverbindung: Astgerippe. Ich hätte dafür auch Astgeflecht schreiben können, das gäbe zwar auch einen Sinn, aber keinen Hintersinn, keine Spiegelung außerhalb des Bereichs der Natur.«

Nach den ersten Anfängen beschäftigt sich Groißmeier ab 1954 ernsthaft mit Lyrik. 1962 erfolgt seine erste Veröffentlichung. Bis heute sind es fast zwei Dutzend Bücher. 1991 erscheint sein erster Roman »Der Zögling«, dessen Schauplatz zum großen Teil das Erzbischöfliche Knabenseminar ist. Dazwischen liegt ein jahrzehntelanger dornenvoller Leidensweg. Anfangs veröffentlicht er in kleineren Verlagen, hält erste Lesungen bei Vereinigungen, die von Studenten gegründet wurden, dann wurden Verlage aufmerksam, und schließlich kommt der große Durchbruch, etwa 1983, durch die Aufnahme in die Münchner Edition beim Schneekluth Verlag oder durch mehrere Sendungen im Bayerischen Rundfunk: 1981 eine Schulfunksendung; 1983 eine Schulfunksendung, 1984 Fernsehsendungen im 3. Programm (Reihe ZEN), 1986 und 1988 Sendungen bei Radio Bremen und in Bayern 2 (»Miniaturen« und »Autoren in Bayern«).

Besprechungen von Paul Konrad Kurz und von Kurt Seeberger machten eine weitere Öffentlichkeit auf ihn aufmerksam, ebenso wie die ausgesprochene Hochschätzung Heinz Pionteks und Hachiro Sakanishis. Professoren für Weltliteratur an der Universität Sapporo sowie Horst Hannitzsch, Professor für Japanologie in Leipzig und München, erläuterten Groißmeiers Werk. In mehreren japanischen Anthologien erschienen seine Gedichte, zum Teil in deutsch. Im Rahmen eines Essays wurde im japanischen Rundfunk eines seiner Gedichte als beispielhaft gebracht. So hat sich eine recht fruchtbare Beziehung zu Japan ergeben. In zahlreichen Projekten, in

Übersetzungen japanischer Haikus hat Michael Groißmeier einen regelrechten Kulturaustausch in Gang gesetzt, – nicht nur in Deutschland, auch in Japan. Einen fruchtbaren Gedankenaustausch pflegte Groißmeier mit der Grazer Dichterin Imma von Bodmershof.

Ein Bewohner des Elfenbeinturms: der Naturanalytiker Michael Groißmeier

Kein Wunder, daß dem Dichter schon zahlreiche Ehrungen zuteilwurden. Um nur einige zu nennen: 1984 erhielt er die Bürgermedaille der Großen Kreisstadt Dachau für besondere literarische Verdienste; 3000 Mark wurden ihm im Rahmen der Münchner Bücherschau im Haus der Kunst überreicht als »Ehrengabe des Vereins zur Förderung des Schrifttums«, und von der Bundesregierung erhielt er eine Einladung in die Deutsche Akademie Villa Massimo in Rom, wo er sich mit seiner Familie (Frau und eine Tochter) zwei Monate aufhielt.

Und so wünschen wir ihm weiterhin viel Erfolg, Schaffenskraft und zahlreiche Leser und Hörer, die sich die Zeit nehmen »das eigene Sein zu erkennen im Spiegel eines nach außen hin unscheinbaren Naturereignisses«:

Erst wenn das Laub fällt,
werden sie sichtbar am Zweig –
die neuen Knospen.

Nicht nur literarische, sondern auch musikalische Begabung zeichnet Michael Groißmeier aus. Im Orchester des Knabenseminars spielte er zu Beginn der fünfziger Jahre die Violine.

Aus: »Von nichts kommt nichts, Porträts ehemaliger Schüler des Freisinger Dom-Gymnasiums«, Frisinga Verlag 1991.

An Stelle eines Nachworts

Gegen die Unfreiheit

Wenn ich auf mein Leben zurückblicke, dann tritt mir immer klarer vor Augen, daß es in weiten Phasen von Unfreiheit bestimmt war. Damit ist schon jetzt eine Frage beantwortet, die jedem Schreibenden gestellt wird: Wie kamen Sie zum Schreiben? Denn was ist Schreiben anderes als ein Befreiungsschlag, der Versuch, der Unfreiheit, die einen jeglichen bedroht und bedrängt, zu entkommen!

Bereits zwei Jahre vor meiner Geburt herrschte in Deutschland Unfreiheit in ihrer barbarischsten Ausprägung:

Ganz in der Nähe unserer Wohnung in Dachau war 1933 das erste Konzentrationslager Deutschlands eröffnet worden. Mit den Augen eines Kindes sah ich ausgemergelte Männer in Sträflingskleidung, die, in Zuggurte gespannt und von bewaffneten Posten begleitet, riesige Lastwägen auf Ballonreifen zogen.

Ich sah, wie einer von ihnen von einem entmenschten Bewacher in eine mit Wasser gefüllte Kiesgrube gestoßen wurde und als er auftauchte und nach Luft ringend ans Ufer klettern wollte, von seinem Peiniger immer wieder zurückgestoßen wurde ins Wasser, bis ihm der Atem versagte. Ich sah als Zehnjähriger, wie Tausende von toten KZlern, die von den Befreiern im KZ zu Bergen gestapelt vorgefunden worden waren, auf Leiterwägen in langen Leichenzügen zu einem Massengrab auf der Etzenhauser Leiten transportiert wurden.

Meine christkatholischen Eltern, die väterlicherseits Etzenhauser und mütterlicherseits Augustenfelder Bauernge-

schlechtern entstammten und 1933 die Bayerische Volkspartei gewählt hatten, lehnten den Nationalsozialismus strikt ab, und diese Haltung übertrugen sie auch auf mich. Mit ihrer Rückenstärkung ignorierte ich als Zehnjähriger fortwährend die Befehle der HJ, zu ihren Appellen zu erscheinen.

Sicherlich konnte ich als Kind das volle Ausmaß der Unfreiheit, unter deren Joch wir alle leben mussten, noch nicht ermessen, aber so etwas wie Ahnung mochte schon in mir aufgestiegen sein, als ich tagtäglich mit ansehen musste, wie Menschen zu Zugochsen erniedrigt und misshandelt wurden, wie man den vom Ersten Weltkrieg her invaliden Vater noch in den letzten Kriegstagen zur Flak nach Augsburg holen wollte, dem er sich aber durch Nichtbeachtung des Gestellungsbefehls entzog, und wie man schließlich mich selbst zur verachteten HJ zwingen wollte.

In jenen Tagen, da mir das Entsetzen über die nazistische Barbarei vorzeitig die Kinderaugen öffnete, mag mein Hang zu Widerborstigkeit, ja zum Widerstand gegen jeglichen Zwang, mir von den Dachauer und Oberpfälzer Eltern und Voreltern mit in die Wiege gelegt, zum Ausbruch gekommen und gefestigt worden sein.

Eine andere, von althergebrachten katholischen Erziehungsgrundsätzen bestimmte und legalisierte Form der Unfreiheit erfuhr ich, als ich als Elfjähriger in das Erzbischöfliche Knabenseminar in Freising eintrat, um Priester zu werden. Alles Handeln und Denken galt dem hehren Ziel, nämlich den Priesterstand zu erreichen, alles andere wurde dem untergeordnet, ja geopfert: die Nestwärme des Elternhauses, persönliches Wohlergehen, Annehmlichkeiten, Vergnügungen, welche die Jugend liebt und die ihr naturgemäß

zustehen, Verliebtheit und Tändelei, Tanz und Ausgelassenheit. Ein der Jugend nicht gemäßer Lebensernst wurde uns anerzogen. Wir sollten den Blick gewinnen für das Leid, die Sünde, für Krankheit und Tod. Hierzu diente ein strenges Reglement, die exakte Einteilung des Tagesablaufs, die Vorgabe, was geistig-seelische Nahrung sein durfte.

Die schrille Hausglocke weckte uns in aller Herrgottsfrüh, rief uns zum Frühstudium am Stehpult, zur täglichen heiligen Messe, zu Mahlzeiten, zu Spaziergängen, Spiel und Sport, zu den ausgedehnten Studierzeiten und zu den karg bemessenen Freistunden.

Diese benutzte ich zum autodidaktischen Erlernen des Geigespiels mutterseelenallein in einem der zahlreichen Musikzimmer, zum Durchstöbern der umfänglichen Seminarbibliothek, und da entdeckte ich zum ersten Mal in meinem Zöglingsleben eine Möglichkeit, alle Zwänge zu ertragen, ja innerlich abzuschütteln: indem ich mich in die Welt der Dichterkunst versenkte, ein phantastisches Leben neben meinem gleichförmigen Zöglingsleben zu leben begann, das Leben der Dichter und ihrer literarischen Gestalten. So entdeckte ich Theodor Storm, seine Novellen, seine Gedichte. In »Aquis submersus« und in »Ein Fest auf Haderslevhuus« durchbebten mich die Wonnen der ersten Liebe, die mir als Anwärter auf den Priesterstand verboten war, erschauerte ich unter dem Anhauch des Todes, der mir zum dunklen Gespielen wurde. Und auch ein Hauch der Storm'schen Irreligiosität berührte mich. Immer wieder und wieder las ich sein Gedicht »Kruzifixus«: »So jedem reinen Aug ein Schauder, / Ragt es herein in unsere Zeit; / Verewigend den alten Frevel, / Ein Bild der Unversöhnlichkeit.« – nämlich das Kreuz. Eine Aufmüpfigkeit gegen den Gekreuzigten, unter dessen Kreuz man mich zwingen wollte, wuchs in mir und

doch durfte ich dem nicht nachgeben, meine zunehmende Abneigung gegen das Berufsziel, gegen die Einübung der kultischen Handlungen, die ich nur mehr als Lippendienst und Blasphemie empfand, nicht nach außen zur Schau stellen, schon um meiner Eltern, des Ortspfarrers, der geistlichen Erzieher und meiner Mitzöglinge willen.

Ich durfte in ihren Augen nicht aus der Rolle fallen, musste das Ziel verfolgen auf Gedeih und Verderb, durfte auch meinen Platz im Knabenseminar, der allein mir den Besuch einer höheren Schule ermöglichte, nicht gefährden. Zu allem Überfluss verliebte ich mich bis über beide Ohren in eine Mitschülerin am Gymnasium, eine Sünde wider das Berufsethos, ein Sakrileg! Storms sentimentale bis sinnliche Liebeslyrik bestärkte mich in meiner Neigung, und ich begann, Storm nachahmend, die Angebetete mit eigenen Gedichten zu besingen – der Beginn meines Dichtens! Es blieb aber nicht bei Liebesgedichten, bald entdeckte ich in der Seminarbibliothek Kurt Pinthus'-Sammlung expressionistischer deutscher Dichtung: »Menschheitsdämmerung«. Bald wurden Gottfried Benn, Georg Heym und Georg Trakl meine Lieblingsdichter, und mir ging auf, daß es neben der Liebe auch noch anderes gab: die Schönheit der Natur, aber auch ihre Gleichgültigkeit gegenüber uns Menschen, ihre Grausamkeit, weiter den gequälten Aufschrei des Mitmenschen, seinen Zorn und sein Sich-Auflehnen gegenüber dem Schicksal, gegenüber den Mächtigen. Georg Trakls Schwermut, Todessehnsucht und Gottesferne schlugen mich in ihren Bann. Trakl wurde mein dichterisches Vorbild, das mich verwirrte, betäubte, mir meinen eigenen dichterischen Weg verschüttete – zunächst.

Sosehr ich vermöge des entdeckten Auswegs, mich für all meine körperlichen, seelischen und geistigen Entbehrungen,

durch die Dichtung, ja das eigene Dichten, zu entschädigen, im Widerstreit lag mit unserem Berufsziel, die Dichtkunst gab mir zumindest die notwendige Gedankenfreiheit, gab mir die Kraft, die mehr und mehr ungeliebten Zwänge ohne offenes Aufbegehren zu ertragen. Ich schlitterte in ein Doppelleben, in ein Ersatzleben hinein, von dem niemand wusste, niemand wissen durfte. Meine Gedichte schrieb ich im Abort des Erzbischöflichen Knabenseminars und meine Gedichthefte verwahrte ich im abschließbaren Spind in einem der im Parterre gelegenen Arkadengänge. Vor den von Zeit zu Zeit von den, Präfekten genannten, geistlichen Erziehern durchgeführten Spind-Kontrollen, rettete ich meine Gedichthefte, indem ich sie am eigenen Körper unter der Kleidung versteckte. Über mein Zöglingsleben habe ich, spät genug, 1991, also mit 56 Jahren, in meinem autobiographischen Roman »Der Zögling« berichtet.

Mein Zöglingsleben endete 1954 mit meiner Weigerung, auf die Philosophisch-Theologische Hochschule überzuwechseln, was mir den Zorn des Ortspfarrers und die Verachtung meiner Mutter einbrachte. Ich begehrte nichts anderes als Freiheit, wollte nichts anderes, als der Bindung mit Haut und Haaren an ein Priestertum, das mir gleichgültig geworden war, zu entkommen, wollte endlich alle Zwänge und Verletzungen des Seminarlebens vergessen. Und ich tat etwas, was ich als ausgeprägter Freiheitsfanatiker und »angehender Dichter« unter gar keinen Umständen hätte tun dürfen: Ich stürzte mich Hals über Kopf in eine neue Abhängigkeit, Unfreiheit, wurde Beamter, begab mich in ein Dienst- und Treueverhältnis zu einem Dienstherrn auf Gedeih und Verderb, stülpte mir quasi selbst einen Maulkorb über. Die Fron einer über vierzigjährigen Beamtendienstzeit begann. Dabei war der penible Gesetzesvollzug nicht das

Schlimmste, war er doch zumeist Dienst am Bürger. Aber zusehen und den Mund halten zu müssen, wenn Engstirnigkeit und Inkompetenz von Vorgesetzten, Selbstgefälligkeit, Wichtigtuerei und Eigennutz gewählter Volksvertreter, von denen man abhing, die Richtung bestimmten, das ging unter die Haut, machte aggressiv, und oftmals platzte mir der Kragen, und ich sagte, was ich als »Maulkorbträger« nicht hätte sagen dürfen, sodass ich mich zunehmend missliebig machte. Aber was lag mir am Ansehen bei Vorgesetzten, Politikern! Nichts! Denn ich hatte meine Dichtung, der ich nun schon seit über 40 Jahren die Treue halte. Sie rettete mich über mein tristes Subalternen-Dasein hinweg, half mir, die Unfreiheit, in die ich mich trotz meiner negativen Erfahrungen im Seminar sehenden Auges begeben hatte, halbwegs zu ertragen. Neue dichterische Vorbilder tauchten auf: Oskar Loerke, Wilhelm Lehmann, Georg Britting, Georg von der Vring, Friedrich Schnack, den ich noch persönlich kennenlernen durfte.

Und ich machte die Bekanntschaft mit der ostasiatischen Lyrik, in Sonderheit mit dem japanischen Haiku, der kleinsten Gedichtform der Welt. Dieses vom Zen-Buddhismus beeinflusste Drei-Zeilen-Gedicht in der Anordnung 5/7/5, in dem vermöge eines einfachen Naturbilds Welt-Erkenntnis aufblitzt, empfinde ich wie mir auf den Leib geschneidert. Ein halbes Dutzend Haiku-Bände zeugt von meiner Begeisterung für diese Gedichtform, die in Wirklichkeit mehr ist, nämlich nahezu ein religiöses Bekenntnis.

In mehr als 40 Jahren Dienst am Gedicht habe ich über zwei Dutzend Gedichtbände vorgelegt. Der Prosa habe ich erst in den letzten Jahren Raum gegeben: mit meinem autobiographischen Roman: »Der Zögling«, 1991, und mit meinem

Erzählband »Aller Leidender Freude«, 1993, in dem Erinnerungen aus meiner Kindheit und Jugend, auch aus der Freisinger Zeit, anklingen.

In allen meinen dichterischen Schöpfungen, ob Lyrik oder Prosa, scheint auf, was mich von Jugend auf am stärksten bewegt: der Kampf des eigenen Ichs gegen die Unfreiheit, sein Unterliegen und auch sein Obsiegen. Seit ich meinen Beamtenberuf an den Nagel gehängt habe, um endlich unabhängig zu sein, nicht mehr kuschen zu müssen, verlebe ich eine Zeit ungewohnter und ungeahnter Freiheit, in der ich endlich ungehemmt tun darf, was ich eigentlich immer nur so nebenbei tat. Nämlich mich der Dichtkunst hinzugeben.

Von dieser lasse ich mich gern vereinnahmen, mich zu ihrem Knecht machen. Ihrem sanften, süßen Zwang beuge ich mich mit Freude. Es ist der einzige, den ich annehme, ohne Zähneknirschen, ohne Reue.

M.G.

(Am 23.2.1995 gesendet vom Bayerischen Rundfunk anläßlich des 60. Geburtstags des Autors.)

Über eine kurze Weile
bist auch du zu Staub zerfallen.
Bleibt von dir eine Zeile;
und wem zu Gefallen?

24.12.2024, 12.40

Dank

Besonderer Dank gilt Frau Winkler für die digitale Erfassung meiner handschriftlichen Aufzeichnungen. Dank auch der Lektorin & meiner Tochter Andrea.

Inhalt

1935 · 9
Kindheit in Dachau · 10
Kurzes Glück · 11
Kindliche Rechenkünste, 1945 · 12
Die Holzfuhre · 13
Der Ganserer und der Gockl · 14
Da hupfat Hotz · 23
Meine Bleisoldaten · 24
Fallschirme · 25
Unser Garten · 26
Im Seminar · 28
Der Faulpelz · 29
Der lacht immer · 31
Schwimmen · 32
Der Simmerl · 34
Auf Liebespfaden · 36
Meine Geige · 38
Max Eham · 40
Bach · 41
Freudlose Kindheit · 42
Der Prälat · 44
Studium · 46
Im Beruf · 47
Der Hühnerstreit · 49
Der Schorsch · 50
»Arme Leute« · 51
Mein erster Arzt · 53
Ein Missgeschick · 55
Meine Dachkammer · 57
Mein erster und letzter Nachtklubbesuch · 58
Meine Lyrik · 60

Die Kraft · 64
Anfänge · 65
Im März · 65
Nachmittage im März · 65
Sommermittag · 65
Spätsommer · 66
Abendgarten · 66
Oktobernachmittag · 66
Herbst · 67
Erster Schnee · 67
Verlassener Pfad · 68
Nächtlicher Garten · 68
Septembermorgen · 69
Im Gras · 69
Stimmen im Laub · 70
Der fremde Wind · 70
Oktoberabend · 71
Pans Flöte · 71
Garten im März · 71
Märzabenddämmerung · 72
Torfstecher im Dachauer Moos · 73
Herkunft · 74
Vom Schreiben · 75
»Der Zögling« · 76
Erwin Strittmatter · 77
Cyrus Atabay · 78
Heinz Puknus · 80
Norbert Göttler · 81
Ludwig Zehetner · 82
Gogol · 83
Thomas Nähe zu Gogol · 85
Der »Freisinger Newskij« · 86
Die Dichterlesung · 89
Übernachtungen · 91
Anrüchige Persönlichkeiten · 94
Literarisches accubare · 95

Mein Portrait · 96
Lausbubenstreiche · 97
Die Pfarrgemeinderatssitzung · 98
Die Fahnenträgerin · 100
Soziales · 101
Der Primat der Politik · 103
Wirtshausbesuche · 105
Bierwirtschaften · 107
Sonnenuhren · 109
Mein linkes Auge · 110
Auf der Leit'n · 111
In Etzenhausen · 114
Die Pscherer · 126
Das Rätsel Gott · 133
Glaube an Gott · 134
Verrat · 135
Gespräch mit Blumen · 136
Vor der Nacht · 136
In Sommernächten · 137
Meine Lieblinge, die Bäume · 137
Die Weiden · 137
Der Walnußbaum · 138
Meine Lieblinge · 138
Die Linde · 138
Unter dem Apfelbaum · 139
Unter einem Baum · 139
Unter dem Walnußbaum · 139
Ahornblatt · 140
Unter dem Walnußbaum · 140
Freisinger Dom Spiegel 1993/1
Interview mit Michael Groißmeier · 141
Michael Groißmeier Ein Naturlyriker
der »vollkommenen sinnlichen Rede« · 150
An Stelle eines Nachworts · 158

Dank · 165